

VERONA BAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: Maritana. Originalzeichnung von De Coninck, Text von Ludwig Bietsch. — Gertrud's Jugendtraum. Roman von Marie Sophie Schwarz. 1. Kapitel. — Frühlingsfeier in Athen. Von Emanuel Eibel. — Die Tragödie der Gewohnheit. Von Udo Brachvogel. — Vesperbrod. Nach seinem Gemälde gezeichnet von Franz Defregger. — Hugo van der Goes. Nach seinem Gemälde gezeichnet von Emil Wauters. — Über das plöbliche Ergrauen des Haupthaars. Von Dr. med. Vincenz Stabsarzt a. D., Docent an der Universität zu Berlin. — Componirende Frauen. Von Elise Polko. — Die Mode. Von Veronika von G. — Buchstaben-Räthsel. — Nebst. — Räthsel-Aufgabe. — Correspondenz. — Inserate.

Maritana.

Originalzeichnung von De Coninck.

Mir ist, als wäre ich schon in der Wirklichkeit begegnet, dieser ärmlichen, dunkeläugigen Kleinen. Aber mir nau die Stelle zu vergewärtigen, wo ich sie in ihren Trauben und reifen Maiskolben am artensaum an der Landstraße sitzen sah, will mir nicht mehr gelingen. Zufalls war es in der fernern oder entferntern Gegend von Neapel, nicht von Rom. Die Frauen und Mädchen mit diesen weißen Schleiern auf dem üppigen dunkeln Haar sind sehr selten geworden in der Campagna, im Albaner Land selbst im Sabiner Gebirge. Die Modelle der die Maler, wie sie, alte zwar von ihrem altwohnten Stand- und Ueberfluß auf den Stufen der spanischen Treppe durch die energische Polizei des neuen Governo und des Municipio vertriebt, doch auf dem Trottoir der benachbarten Via Sistina noch immer beisammen zu finden sind, sehen uns nun unter Alleen in der ewigen Stadt ausschließlich jene einige volkstümliche Römerinnen tracht als eine Wirklichkeit sehen. Die Zivilisation und ihre nihilirende Wirksamkeit ist auch dort am Ueberflusse Besondere und Charakteristische aus der Erscheinung der Menschen, in ihren Costümen wechselläufiger mehr und mehr verschwinden; selbst die Aehnlichkeit des Volks lernen wir der unterschiedenen nationalen Tracht bereits allmählig schämen.

Aber in der bauerlichen Bevölkerung der Provinz Neapel und des Apulien, da treten uns die weiblichen Gestalten heute noch häufig entgegen, wie sie im Alter Robert seiner Zeit gesehen und gemalt: mit dem unvergleichlich malerischen, herben, rötlichen oder rothen Kopfschleier, das flach zusammengelegt das Vorderhaupt bedeckt, hinten in breiter Masse auf Genick und Nacken niederhängt; mit dem rothen, grünen oder gelben Nieder, über breittartigen, festen



MARITANA.

Originalzeichnung von De Coninck.

Nach der Photographie aus dem Verlage der „Photographischen Gesellschaft“ in Berlin.

Brustwehr zierlich verknüpft; mit den weiten Hemdärmeln, welche über der oberen Hälfte des Unterarmes der enge farbige Unterarmel umschließt; mit dem ziemlich knapp und schlicht niederhängenden Wollrock, dem Hüftstück und der festen, glatten, blauen Schürze, welche von zwei breiten weißen rothblumigen Streifen durchwirkt ist.

Aber nicht nur die Tracht läßt mich auf das Neapolitanische als Heimath dieser Schönen schließen. Auch so schlau lachenden gewigten Gesichtern begegnet man häufiger hier, als im Römischen. Das alte großgriechische Blut ist noch immer nicht ganz versiegt in den Adern dieses frischen, beweglichen, munteren, klugen Volks. Schlantheit und scharf fassender Verstand und guter Humor sind ihm angeboren. Aber eine gewisse harmlose Kindlichkeit und die natürliche sinnliche Grazie sind nicht minder das alte Erbtheil dieser Menschen; sie halten jenem in ihnen wieder das Gleichgewicht und geben ihrem ganzen Wesen eine gewinnende Liebenswürdigkeit, wie sie kaum einen zweiten Volksstamm in gleichem Maße schmückt. Sie haben nicht das Stülvolle in den Verhältnissen, Formen und Bewegungen, wie die Römischen; aber auch nicht das Eruste, Mürrische, Verdrossene.

Die Sonne, die himmlisch milde, weiche Luft, deren Sonnengluth selbst der Athem des nahen Meeres mildert und mächtig, das üppig spendende Land dieses großen Gartens, mit dessen Freigebigkeit die See wetteifert, alle diese hier vereinigten glücklichen Bedingungen des Daseins machen dem neapolitanischen Volk eben dieses Dasein so viel leichter, so unvergleichlich genüßreicher. Der Druck der harten Arbeit, des bitteren Hungerleids lastet nicht wie anderswo auf seinen Menschen von Kindheit an, verkümmert nicht ihre körperliche Entwicklung und tödtet nicht ihre frühe Lebenslust. Goethe hat sie richtig tagirt, wenn er sagt: „Selbst ein armer und elend scheinender Mensch könne in jenen Gegenden die nötigsten und nächsten

Bedürfnisse nicht nur befriedigen, sondern die Welt aufschöpfen genießen. Und eben so möchte ein sogenannter „Neapolitanischer Bettler“ die Stelle eines Vicekönigs in Norwegen leicht verschmähen und die Ehre anschlagen, wenn ihm die Kaiserin von Rußland das Gouvernement von Sibirien übertragen wollte.“

Wie dies hübsche Kind darüber denken würde, wenn ihm seinerseits von einem norwegischen Vicekönig oder einem russischen Gouverneur das Anerbieten gemacht würde, ihm als seine Königin oder Gouverneurin nach dem traurigen Lande des ewigen Schnees, der hölzernen Häuser, der großen Unwissenheit und der vielen Denare zu folgen, das allerdings wagen wir nicht zu entscheiden. Hier in den prächtigen Gärten am nordwestlichen Abhange des Posilip zwischen Tuori Grotta und Baguoli-Bozzuoli, oder dort im Südoften zwischen Pompeji und dem Golf von Salerno ist es wohl so paradiesisch schön; das breitblättrige Gerant des Weinstocks klettert an den Pappeln und Maulbeerbäumen bis in die Wipfel hinauf und lastet in traubenschweren Fests von Stämmen zu Stämmen, sein saftiges Blätterdickicht und die Trauben seiner grüngoldigen und purpurnen Früchte zwischen das nicht minder fruchtbeladene prachtvoll Laub der Feigenbäume drängend. Von den blüthenreichen Oleanderhecken weht süßer betäubender Duft; der sanfte Wind, welcher das Rauschen des dort drüben schimmernden blauen Meeres herüberträgt, bewegt leise das feinspinnige silbergraue Gezeig der Delbäume und das dunkle Schirmdach der Pinien. Das hübsche Töchterchen der Campagna felice ist sicher nicht taub für diese holde schmeichlerische Sprache der Natur seiner Heimath, nicht süßlos für all den Zauber, mit welchem diese der Menschen Sinne und Seele umstrickt. Aber aus seinen lachenden Augen scheint mir mit all der frischen Lebenslust auch ein so eminent praktischer Geist wie der seiner Brüder zu blitzen, welche auf dem Trottoir des Toledo, auf den Fliesen von Santa Lucia und der Chiaja mit allem Denkbaren und Undenkbaren unermüdet ihren kleinen, schlauen, einträglichen Handel treiben, den Centesimo und Soldo zu schätzen wissen, die papierene Lira schon anbeten und vor dem goldenen wirklichen Zwanzig-Francstück sich im Stauhe wälzen. Ich denke: die Aussicht auf die „denari assai“ und alles, was damit zusammenhängt und dafür zu haben ist, würde sie über die Schrecken der „case di legno“ und besonders der „gran ignoranza“ die hübschen Augen schließen und nicht ungern in die gebotene Nordländerhaub einschlagen lassen. Und ich zweifle auch nicht, daß sie nach kurzem Studium die Rolle einer derartigen Principessa und Varenführerin mit so viel Geistes, Schlanheit und Grazie spielen würde, wie es vor ihr schon manche viel weniger schöne Schwester von der Pariser Straße oder von mancher großen und kleinen Bühne zu thun verstanden hat!

Ludwig Pietsch.

Gertrud's Jugendtraum.

Roman von Marie Sophie Schwarz. *)

Erstes Kapitel.

„Nun, lieber Andreas, löst Dir nicht der Vorschlag der Schwester Louise große Hoffnungen ein?“ fragte die Kammermätzin Marianne Trummelin ihren Bruder, den Lieutenant Ugenberg.

„Freilich,“ erwiderte der Lieutenant, ein Mann von einigen fünfzig Jahren, dürr und mager gleich einem Skelett, aber mit einer gebieterischen Haltung, grauem Haar, gleichem Bart und mit einem kummervollen Ausdruck in seinem Gesicht. „Ich fürchte nur, daß unter den Mädchen, unter welchen Louise zu wählen hat, Gertrud diejenige sein wird, die am wenigsten Aussicht hat, ihre Zuneigung zu gewinnen; wäre es Jhabella gewesen, dann . . .“

„Wäre die Aussicht nicht größer gewesen,“ fiel Marianne mit einiger Schärfe in der Stimme ein; „schöne und willenslose Rippen sind nicht Jedermanns Geschmack. Uebrigens bin auch ich nach Elsborg geladen, und ich werde sowohl Deine, als Gertrud's Interessen zu wahren wissen. Freilich ist auch Lotte Parlander eingeladen, um, wie die schlaue Louise schrieb, mich während meines Aufenthalts zu unterhalten; aber das hat nichts zu sagen. Lotte wird natürlich zum Vortheil ihrer Nichten zu wirken suchen; ich aber werde nicht unterlassen, für Gertrud zu arbeiten. Geh' also jetzt und suche Gertrud auf, benachrichtige sie, daß ich angekommen bin, und daß sie in einigen Tagen mit mir nach Elsborg reisen soll. Am 29. Mai müssen wir dort sein und wir haben daher nicht lange Zeit, sie anzuküpfen.“

„Gertrud anerkennen?“ rief der Lieutenant, und sein Gesicht wurde noch magerer und länger, als gewöhnlich.

„Lieber Andreas, sieh doch nicht so verzweifelt aus,“ sagte Frau Trummelin in einem Tone, in dem Mißvergnügen und Mitleiden zu liegen schien; „wohl weiß ich, daß Du dem Mädchen kein Kleid zu geben vermagst, ich habe mich daher mit dem Nöthigen versehen, und sie ist jetzt, wo sie die Bekanntschaft mit der Familie anküpfen soll, im Stande angemessen aufzutreten zu können. Ich habe zwar nicht mehr, als meine Pension zum Leben, aber die mir zur Gewohnheit gewordene Sparsamkeit läßt mich hinreichend über das Nöthige verfügen. Sei Du daher ohne Sorgen für Gertrud.“

Die Kammermätzin machte dem Bruder ein Zeichen der Entlassung, als dieser, mit zögernden Schritten sich der Thür nähernd, auf dem halben Wege wiederum stehen blieb: „Du bist wohl so freundlich, gelegentlich bei Blida vorzusprechen, sobald Du Dich von der Reise erholt hast.“

„Wie geht es ihr denn?“

„Wie ich glaube, sehr schlecht. Du wirst hoffentlich Nachsicht mit ihr haben.“

„Das alte Lied, das ich nun schon seit sechs Jahren höre,“ murmelte Frau Marianne vor sich hin, sobald sie allein war. „Armer Andreas! Er hat eine unglückliche Wahl getroffen, und wie konnte er auch ein Mädchen nehmen, welche Blida hieß! Weshalb ließ er sich auch veranlassen, ein Mädchen des Geldes wegen zu heirathen! Es dauerte nur drei Jahre, bis der reiche Vater Bankrott machte. Und dann

begann er eine Landwirthschaft zu pachten, um schließlich mit der Pachtung eines kleinen Bauernhofes zu enden. Schöne Aussichten! Der Verdienst bei harter Arbeit reicht kaum zu Wasser und Brod hin, viel weniger zu irgend einem Ueberfluß und dennoch soll Frau Blida mit Leckerbissen gefüttert werden.“

Die Kammermätzin unterhielt sich mit diesem Monolog, während sie ihre Reisetracht mit einem einfachen Kostüm vertauschte. Sie warf einen letzten Blick in den kleinen Spiegel und begab sich dann von oben, wo das sogenannte „Gastzimmer“ sich befand, in einen Saal hinab. Derselbe war nicht sehr groß und äußerst dürftig möblirt. Angestrichene Stühle, ein Sopha von Holz, ein Tisch, das war Alles, was man dort fand, aber trotz des unverkennbaren Stempels der Armuth sah das Zimmer dennoch mit seinen schönen, weißen Gardinen, den blühenden Gewächsen und dem magischen Schimmer der Frühlingsonne einladend aus.

Die Kammermätzin stand jetzt innerhalb der Thür, sah sich umher und flüsterle seufzend:

„Der eichene Tisch, Sopha, Stühle fort! Herr, mein Gott, wie soll das enden!“

Sie öffnete die Thür zur Linken und befand sich in einem ziemlich großen und öden Zimmer. Ein Feldbett, zwei rohe Stühle, ein wackliger Tisch, und eine altmodische Commode waren das ganze Meublement. Das war des Lieutenants Zimmer.

„Die Chiffonniere — unseres Vaters Chiffonniere ist also auch den Weg gegangen wie alles Andere,“ brach Frau Trummelin aus. „Gott helfe uns!“

Sie kehrte in den Saal zurück und nahm den Weg nach dem gerade gegenüber belegenen Zimmer. Sie kam in ein kleines bezauberndes Cabinet, welches zu einem ganz andern Hause zu gehören schien, als die beiden Zimmer, welche sie verlassen hatte. Ein kostbarer Teppich bedeckte den Boden, und kleine Etagären, angefüllt mit Nippisachen, füllten die Ecken aus. Das schwellende Sopha sowie die Stühle waren mit Seide bezogen, der zierliche Vücherschrank ebenso wie der Schreibtisch reich geschmückt.

„Hier ist Alles gerade wie früher,“ rief die Kammermätzin, „nicht die geringste Kleinigkeit ist den Verhältnissen geopfert worden; das ist wirklich stark!“

Frau Marianne eilte gegen eine Thür, welche sich der eben verlassenen gegenüber befand; sie öffnete sie mit großer Festigkeit und trat in ein großes, hübsches Schlafgemach, vollkommen passend zu dem Cabinet, hier wie dort herrschte ein großer Luxus.

Bei dem unanstößigen Dessu der Thür vernahm man einen Ruf des Schreckens, dem laute Klagen folgten:

„Gertrud, ist es denn wirklich Deine Absicht, mir das Leben zu nehmen? Ist es nicht genug, daß ich seit Deiner Geburt lahm bin? Willst Du mir stets neue Leiden schaffen? Du weißt ja, daß ich nicht den geringsten Lärm vertragen kann. Ach, wenn ich doch den Tag erleben möchte, wo ich Dich nicht mehr sähe —!“

„Der Tag dürfte bald kommen, liebe Schwägerin,“ antwortete die Kammermätzin und näherte sich dem Bett, von wo die Stimme kam. Die schweren und prächtigen Unthänge wurden von Frau Marianne bei Seite geschoben, und letztere sah mit einem Blick voll Zorn und Mißachtung auf ein von Spitzen und Kissen zur Hälfte verborgenes, bleiches, feines Gesicht.

„O bist Du es, Marianne,“ seufzte Frau Blida Ugenberg und erhob den Kopf ein wenig von den Kissen. „Was in aller Welt führt Dich hierher, und weshalb rumorst Du so schrecklich?“

„Was mich hierher führt?“ wiederholte die Kammermätzin und sah aus, als ob sie die Absicht habe, sie mit den Augen zu verschlingen. „Ich bin hierher gekommen, um Dich von der Gertrud zu befreien; Du hast lange genug gewünscht, Dich ihrer zu entledigen.“

„Freilich habe ich das,“ ließ Frau Blida sich vernehmen, und das bleiche Gesicht schien Farbe zu bekommen. „Sie war von der ersten Stunde ihres Lebens mir eine Plage. Liebe Marianne, kauft Du mich von dem Mädchen befreien, so ist das die erste gute Handlung, die Du gegen mich vollbringst, und wenn Du Dein Werk krönen und mir die Wohlthat erzeigen würdest, mich so schnell als möglich zu verlassen, wäre ich Dir doppelt dankbar. Meine Kräfte sind bereits von dem mir verursachten Schreck sehr erschöpft.“

Frau Blida's Haupt sank wieder auf die Kissen nieder; sie schloß die Augen und lag da, unbeweglich gleich einer Todten.

Die Lippen der Kammermätzin preßten sich unwillkürlich fest zusammen. Sie ließ die Bettumhänge fallen und eilte mit wahren Sturmschritten nach der Thür. Noch war sie nicht aus dem Cabinet, als die Kranke eine Klingel zog, welche man im ganzen Hause hören konnte. Ein junges, ungewöhnlich hübsches Mädchen trat der Kammermätzin entgegen, welche dasselbe zurückhielt, indem sie sagte:

„Du sollst nicht zu Deiner Mutter hinein gehen, bevor ich mit Dir einige Worte gesprochen habe.“

„Aber, Tante, Mama wird böse werden, wenn ich nicht augenblicklich komme,“ antwortete das junge Mädchen.

„Du wirst sofort gehen können, aber erst sollst Du mir ein Versprechen geben, wenn Du willst, daß ich fortfahre, die Sorgen Deines Vaters zu erleichtern. Ich fordere, daß Du Dich nicht von Deiner Mutter bestimmen läßt, ihr ein Versprechen, gleichviel, welcher Beschaffenheit es sein mag, zu geben. So lege Deine Hand in die meine und versprich mir, was ich von Dir fordere; anderenfalls ziehe ich von Euch Allen meine Hand und überlasse Euch Eurem Geschick. Nun, Jhabella, bedenkt Du Dich noch?“

„Nein,“ antwortete Jhabella und legte ihre Hand in die der Tante.

Die Klingel ertönte aufs neue und noch lauter; das schien von ganz guten Kräften der Schellenden zu zeugen. Jhabella eilte in das Zimmer der Mutter.

Als die Tante in den Saal trat, flog die Thür des andern Zimmers auf, und Gertrud kam, mit dem Hute in der Hand und mit wühenden Haaren herein. Ohne alles Bedenken warf sie sich um den Hals der steifen Kammermätzin und rief:

„Willkommen, liebe, liebe Tante! Gott segne Dich, daß Du mich von hier fort nehmen willst. Ach, wie angenehm und nützlich es doch sein wird!“ und dabei küßte und umfaßte Gertrud die Tante aus allen Kräften.

„So, so, minire nicht meinen neuen Kragen und sei doch verständig, liebes Kind,“ sagte die Kammermätzin mit ungewöhnlich milder Stimme und küßte die Nichte auf die Stirn, indem sie sich an den Bruder, welcher nach Gertrud eingetreten war, wandte:

„Das Mädchen scheint nicht die Spur klüger geworden zu sein, als sie im vorigen Jahre gewesen ist.“

„Leider,“ antwortete der Lieutenant, lächelte dabei und sah freundlich auf die Tochter.

Ein dienstbarer Geist des Hauses trug den Kaffee herein. Gertrud schlug vor Entzücken bei diesem Anblick die Hände zusammen und versicherte, daß es ihrem Magen ganz festlich zu Muthe werden würde, wenn derselbe nach langer Zeit erfahre, wie Kaffee am Vormittag schmeckt. Sie konnte sich nicht erinnern, dieses köstliche Getränk seit dem letzten Fest beim Probst genossen zu haben.

„Was genießt Ihr denn des Morgens?“ fragte die Kammermätzin.

„Milchbrot, liebe Tante, das stärkt den Körper, aber die Seele vermag es nicht zu beleben. Armer Papa, er hat für Milchgerichte eine große Passion; Milchbrot zum Frühstück, Milchklöße zu Mittag und Milchgrütze zu Abend. Herr Gott, ist es so wunderbar, daß wir Alle, besonders der Vater, anschauen, wie die sieben magern Käse?“

Als Gertrud dies in ihrer eigenthümlichen Art gesagt hatte, konnte sie ein trübliches Lächeln nicht unterdrücken.

Des Abends, als die Andern zur Ruhe gegangen waren, saßen Jhabella und Gertrud zusammen und sprachen mit gedämpften Stimmen.

Auf dem Holzsoffa war ein Bett für Gertrud bereitet, und ins Cabinet war ein Feldbett für Jhabella gestellt worden, damit sie, falls die Mutter Etwas bedurfte, bei der Hand sei. Die Thür zum Saale stand offen, und die beiden Mädchen saßen neben einander, jede auf ihrem Schemel. Gertrud hatte ihren Arm um Jhabellens Taille geschlungen, und diese lehnte ihr hellrothes Haupt gegen die hochgewölbte Brust der Schwester. Gertrud's Angesicht war herabgebogen über sie und hatte den Ausdruck einer zärtlichen Mutter, wenn sie auf ihr vielgeliebtes Kind blickt. Es lag ein sehr bemerkbarer Unterschied in der Erscheinung der Geschwister.

Jhabella, älter, als Gertrud, war noch nicht siebenzehn Jahre alt, mittelgroß von Figur, fein und zart von Gliederbau, mit einem regelmäßigen, tadellos schönen Gesicht und einer Haut, fast zu blendend weiß und von zu blühendem Schimmer, um von dauernder Gesundheit zu zeugen. Die Wogen des Blutes erschienen und verließen die Wangen, und ließen daher einen steten Wechsel zwischen Röthe und Blässe zu. Die großen dunkelblauen Augen waren schwärmerisch, und der ganze Ausdruck trug den Charakter der Weichheit.

Gertrud wiederum war hoch gewachsen, schlank, mit dem Stempel der Gesundheit und Kraft in ihrem Aeußeren, das scharf contrastirte mit dem der Schwester. Die festen, aber abgerundeten Schultern und die hochgewölbte Brust, die stolze Haltung des Kopfes, alles sprach von frischer Kraft und Energie der Seele. Das Haar war glänzend schwarz, das Auge dunkel und glänzend, die Haut leicht gebräunt, aber blühend, die Lippen waren frisch und lächelnd. Gertrud war eigentlich nicht schön, denn ihre Nase hatte eine entschiedene Neigung, emporzustreben. Der Mund mit den schönen weißen Zähnen war groß, und das Kinn zu breit; aber trotz ihrer Fehler war ihr Gesicht eins von denen, welche man gern betrachtet. Es lag Leben und Intelligenz darin. Wie sie jetzt da saß, sah sie bedeutend älter aus, als die Schwester, obgleich sie eben erst das sechszehnte Jahr vollendet.

„Was ist es mit Dir, mein Liebling, Du bist mehr als gewöhnlich traurig heute Abend?“ sagte Gertrud mit einschmeichelnder Stimme.

„Ich bin müde, ich wünsche, es wäre vorbei mit mir,“ antwortete Jhabella. „Du bist glücklich, welche jetzt von mir geht, aber ich, ich bin gefangen hier, mein Leben gleicht dem des Galeerenclaven. Das Schlafzimmer der Mutter ist eine Galeere, und sie selbst eine Kette, welche mich gefangen hält. Vergebens bitte ich um Freiheit, ich bin festgeschmiedet durch ihre Krankheit; ich werde niemals, niemals von ihrer tödtlichen Luft befreit werden!“ Jhabella barg ihr Antlitz an dem Busen der Schwester und weinte.

„Nicht so,“ rief Gertrud; sie erhob Jhabella's Gesicht und küßte die thränengetränkten Augen. „Ich werde Dir zeigen, daß die Stunde Deiner Freiheit bald schlagen wird.“

Jhabella trocknete ihre Thränen, sah zur Schwester mit einem ihr eigenthümlichen, verschleierten Blicke empor, schüttelte den Kopf und sagte:

„Was nützt es, zukünftige Pläne zu entwerfen, das hast Du schon so lange gethan, das hast Du schon gethan, so lange ich zu denken vermag; aber kein einziger hat sich bisher verwirklicht. Uebrigens, wenn Du dieses Haus verläßt und die Vergnügungen der Welt kosten lernst, wirst Du mich vermissen und alle Deine Vorschläge.“

„Dich vergessen?“ rief Gertrud aus und drückte Jhabella festig an ihre Brust. „Das glaubst Du selber nicht. Du weißt, Du bist mir das Liebste, das ich auf Erden besitze, und das wirst Du sein, so lange ich zu denken vermag. Nein, ich will hinaus in die Welt, um für Euch alle zu arbeiten, und ich werde auch Dich aus Deiner Gefangenschaft befreien.“

„Du?“ brach Jhabella aus, „das ist ja nur eine bloße Trümmerei, liebe Gertrud!“

„Jhabella, es ist mein fester Entschluß,“ fiel Gertrud mit großer Energie in der Stimme ein. „Du darfst nicht Mißtrauen zu mir hegen, Du, welche am besten weiß, wie sehr ich mich bereits angestrengt habe, um unsere Noth zu lindern. Daß ich arbeiten kann, weißt Du, obgleich ich ein Taugenichts bin, wenn es das Kochen gilt. Für mich gibt es nichts Langweiligeres auf der Welt, als die Arbeit in der Küche. Aber ich bin stark und kräftig, und ich werde arbeiten für drei, wenn es gilt. Also, meine geliebte Schwester, hoffe auf mich; versprich mir, daß Du nie wieder sagen willst, daß ich Dich vergessen könnte, sondern nähre die Gewißheit, daß ich nur für Dich lebe.“

Jhabella sah ins Antlitz der Schwester, sah die Wärme, welche auf demselben ruhte, schloß die Arme um ihren Hals und flüsterle:

„Ich will an Dich glauben und hoffen, Gertrud.“ Sie drückte sie fester an sich. Eine Pause entstand, bis Jhabella sie schließlich brach.

*) Anm. der Red. Die berühmte Verfasserin hat das Recht der Uebersetzung dieses ihres neuesten Romans ausschließlich dem Bazar ertheilt.

„Gesezt, Tante Louise nimmt Dich als ihre Adoptivtochter auf, und Du beerbst sie, dann nimmst Du mich zu Dir und läßt mich mit vollen Zügen die Freuden des Lebens genießen, nicht wahr?“

„Gott bewahr' mich davor, daß ich Tante Louise für meine Existenz zu danken hätte,“ unterbrach sie Gertrud; „nein, ganz anders habe ich mir die Zukunft gedacht: meiner eigenen Arbeit will ich Deine und meine Unabhängigkeit zu verdanken haben. Ich bin freilich nur sechszehn Jahre alt, aber ich habe in meiner Einsamkeit viel gegrübelt und nachgedacht, und ich weiß, daß in mir ein Geist wohnt, welcher zu solcher Wirksamkeit mich anspornt, welcher mich aus dem beschränkten Gebiet der Frauen führen wird. Ich will unabhängig sein und gedente deshalb, unverheirathet zu bleiben. Die Arbeit soll mich durchs Leben führen, der Arbeit werde ich mich weihen; denn als Hausfrau würde ich meine Pflichten nur mangelhaft erfüllen, vielleicht nur mit Widerstreben. Also ich bitte, nicht ein Wort mehr von der Erbschaft! Ebenso wenig will ich mich einem Manne verkaufen und mein Geschick an das seine schmeißen. Ich denke, in irgend einem Bureau Beschäftigung zu finden; dann, mein Engel, sollst Du es wirklich gut haben, und wir werden so glücklich sein. Alle Reichthümer der Tante Louise werden nicht im Stande sein, uns halb so zufrieden zu machen, wie wir dann sein werden.“

„Du fährst wohl dennoch mit Tante Marianne nach Elsborg, um Dich dort zu amüsiren,“ ließ Isabella mit halb mißvergünstem Tone sich vernehmen.

„Ja, gewiß, und zuerst, um der Tante Marianne zu gefallen, und zweitens, um mich ein wenig zu zerstreuen; aber ich denke nicht daran, Tante Louises Gunst zu gewinnen.“

„Darin thust Du dennoch Unrecht,“ unterbrach Isabella sie; „wenn sie etwas für Dich thäte, könntest Du mich früher aus meiner Gefangenschaft befreien, und würdest Du sie beerben, so würde ich ja auch reich.“

„Aber ich will sie nicht beerben,“ Gertrud schob dabei die Schwester sanft von sich und erhob sich, indem sie hinzufügte:

„Die Uhr ist elf, wir müssen jetzt zur Ruhe gehen, Du siehst müde aus, meine geliebte Schwester.“

Mit diesen Worten begann Gertrud die Schwester zu entkleiden.

Nachdem Isabella sich zur Ruhe gelegt hatte, fiel Gertrud an der Schwester Bett auf die Kniee, und beide verrichteten jetzt ein stilles Gebet.

Wie ungleich waren doch diese Gebete! Die eine bat, daß Gott ihr bald die Freiheit geben möge, damit sie zum vollen Genuß der Freuden des Lebens komme, die andere bat um Ausdauer und Segen für ihre Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

Frühlingsfeier in Athen.

Am 5. A.

Von Emanuel Geibel.

Noch denk' ich des Tags, da du sonnengebräunt
Heimkehrtest von Zantes Gestaden, o Freund,
Um das Fest zu begehn
In dem schönen, dem weichenbekränzten Athen.

In der Blüthe der Jugend mit freudigem Gruß
Leicht schrittst du dahin, als beschwingte den Fuß
Dir ein ahnend Gefühl,
Und zogest mich nach in des Volkes Gewühl.

Schon stand der Hymettus in purpurner Gluth,
Wie ein König im Schmuck, und die tönende Fluth
Goh klar wie Rubin
Durch die Blumen des Thals der Ilissus dahin.

Und die Jünglinge prüften die Kraft des Geipanns
Wettjagend im Feld, und es schwebte der Tanz
Blondlockiger Frau'n
Um die Säulen des Zeus, die im Strom sich bechau'n.

Doch die Schläfe mit bakchischem Epych umlaubt
Sah schweigend die Schöne, das sinnende Haupt
Auf die Cithar gelehnt
Mit dem dämmernden Blick, der nach Liebe sich sehnt.

Und es traf dich ihr Aug', und du grütest sie kühn,
Und ich sah sie erbleichen und hastig erglühn;
In beflügelter Eil
Hatt' auch Gros berührt mit dem feurigen Pfeil.

Und er lehrte euch, was zärtliche Trunkenheit spricht,
Und die Fremdbheit der Zungen verwehrt' es euch nicht;
Ihr vernahmet im Wort,
Im gestammelten, nur der Empfindung Akkord.

Und der Tag war verglüht, und ihr wußtet es kaum
Und, die Sterne zu Häupten, in seligem Traum
Hinwalltet ihr sacht
Durch's ambrosische Dunkel der attischen Nacht.

Die Tragödie der Gewohnheit.

Von Udo Brachvogel.

— even I
regain'd my freedom with a sigh!
Byron, „The Prisoner of Chillon.“

„Ich seufzte, wieder frei zu sein!“ Sechs Worte, darin aber welche Tragödie! Die ganze Tragödie der Gewohnheit. Nie ist ihre Gewalt gewaltiger geschildert worden, nie das Furchtbare ihrer Dyannei furchtbarer gekennzeichnet, nie ihr unheimliches Wesen unheimlicher beleuchtet worden. Selbst das Vermögen des einfachsten Freiheitsgenusses, das Verständniß für des Daseins erste Bedingung, die ungehinderte Bewegung und den unverweherten Ausblick zum Himmel, ver-

kümmert, verrichtet sie. Den ein Thier selbst bis zum letzten Puls belebenden Drang ins räumlich Unbeengte, im Erben der Götter weiß sie ihn zu ertöden: diese fürchterliche Gewohnheit, des Menschen „Amm“, doch nicht zufrieden damit, seine Verwandlerin, seine Zerstorin, sein Tod!

„Aber der Poet hat übertrieben, wie Poeten überhaupt übertrieben,“ wirft Einer ein, der vielleicht am wenigsten ahnt, wie sehr er selber schon nichts Anderes mehr ist, als nur noch ein Geschöpf des ewigen Einerlei, das er sein freies Leben nennt. Und ist er gar ein Weiser, so setzt er wohl hinzu: „Es war ihm um einen außerordentlichen Schluß zu thun, das war Alles. Er glaubte selbst nicht an den Sinn seiner Worte. Aber der Klang seines Verses bezauberte ihn, und so ließ er ihn stehen, auf Kosten des Wahren!“ Als ob das Wahre auch immer das Wahrscheinliche wäre, und als ob es etwas Unberechenbareres gäbe, als jene dunkle Macht im Menschen, welche die alten Heiden den Dämon nannten.

Die Geschichte, die im Nachstehenden erzählt werden soll, hat eine gewisse Verwandtschaft mit derjenigen des Gefangenen von Chillon. Wenigstens tönt sie in verwandter Weise aus. Auch ihrem Helden, — das Wort bittet, in der bescheidensten Bedeutung genommen zu werden, — sollte es geschehen, daß er endlich wieder erlangte, wessen er Jahrzehnte hindurch beraubt gewesen, wonach er mit aller Fähigkeit des Verlangens, die ihm überhaupt geblieben, Jahre hindurch verlangt hatte, und das er doch, da er es wieder hatte, nicht zu begreifen, nicht zu lieben verstand — und schließlich wieder fallen ließ. Sein Schicksal erregte Aufsehen und Antheil in den weitesten Kreisen. Die Zeitungen, nirgends so sehr ein Mittel, Berühmtheit zu verleihen, wie in Amerika, hatten ihn unter ihre besonderen Fittiche genommen. Die illustrierten Blätter brachten sein Bild und allerlei Darstellungen aus seinem Leben. Ein eignes Buch erschien über ihn, eine Ballade in siebenundfünfzig Strophen verherrlichte ihn musikalisch, und Barnum ließ ihm unter glänzenden Bedingungen einen Antrag machen, auf der Bühne seines New-Yorker Museums aufzutreten. Dieser Bekanntheit, dieser Theilnahme und, was das Schlimmste dabei war, all der Liebe, in deren Schoß — doch es soll nicht vorgegriffen werden! Die Geschichte spreche für sich allein. Einfach wie sie ist, bedarf sie um so weniger der Erläuterungen und Verbrämungen, als sie ebenso wahr, wie einfach ist. Selbst von dem Umstand, daß es ihres regelrechten Vortrags halber nöthig ist, um nahezu vierzig Jahre zurückzugreifen, beschränken wir keine Beeinträchtigung ihrer Wirksamkeit, ein wie großer Zeitraum dies auch ist, zumal in einem Lande, dessen gesamtes öffentliches Leben den Siebenmeilenstiefel zur Signatur seiner Entwicklung hat.

Es war im Jahre 1835, daß Ammi Filley, ein junger unternehmender Farmer von Connecticut, nach Michigan, damals noch eins der entlegenen westlichen Territorien der Union, einwanderte. In der Nähe der heutigen Stadt Jackson erwarb er ein ansehnliches Besitztum, das er ebenso thatkräftig der Wildniß abrang, wie er das der Cultur Gewonnene mit Emsicht bewirthschaftete und verbesserte. Eine eigenthümliche und unliebbare Nachbarschaft hatten die Michigananer Ansiedler jener Tage an verschiedenen Indianerstämmen, welche, seitdem längst dem fernsten Westen zugebrängt, damals noch in zahlreichen Niederlassungen an den großen Seen heimisch waren. Noch heute wissen alte Bewohner jener Gegenden von den Besuchen der braunen Jäger und Fischer zu erzählen, die namentlich dadurch beunruhigend wurden, daß ihre Grundstücke in Betreff des Wein und Wein äußerst schwankend und unregelmäßig waren. Vor allen Dingen mußten Waffen, Werkzeuge und sonstige Geräthschaften vor ihrer rücksichtslosen Gier geschützt werden. Seltener war es, daß sich ihre Wünsche bis auf die Hausthiere der weißen Ansiedler erstreckten, — daß aber gar Kinder vor ihren räuberischen Händen nicht sicher wären, dafür sprach noch keine der bisherigen Erfahrungen. Der Familie Filley war es vorbehalten, dieselbe zu machen, und zwar in der verhängnißvollsten Weise. Ihr einziger Sohn William sollte auf die unerklärlichste Art verschwinden, so daß endlich nach Erschöpfung aller Muthmaßungen den vereinsamten Eltern nur die Annahme blieb, daß ihr Knabe von verbrecherischen Rothhäuten geraubt sei.

Das Unheil hatte sich im Hochsommer 1839 zugetragen. Das Dienstmädchen des Hauses, beauftragt, Beeren zu sammeln, hatte den kleinen, kaum vierjährigen William mit sich in den Wald genommen. Schnell ermüdet, begehrte das Kind heimgeführt zu werden, ehe noch die Wärterin den dritten Theil ihres Korbes gefüllt hatte. Nicht Willens, mit so geringer Ernte heimzukehren, bezeichnete sie dem Kleinen das Blockhaus ihrer Eltern, mit der Weisung, sich dorthin zu begeben und unter Aufsicht ihrer Mutter daselbst auf sie zu warten. Doch nur zu bald sollte die Unvorsichtige einsehen, wie übereilt, wie verderblich sie gehandelt. Nicht nur, daß sie, im Hause ihres Vaters ankommend, den Knaben nicht vorfand, auch Niemand im ganzen Umkreise desselben hatte ihn wahrgenommen. Angstvoll eilte das Mädchen auf dem nächsten Waldpfade nach Filley's Gehöft, aber nur, um auch hier zu hören, daß von dem Kinde, seit dem Moment, da es an ihrer Hand zum Walde gegangen war, nichts gesehen worden sei. Nachforschungen aller Art wurden sofort angestellt. Die Nachbarschaft ward auf Meilen hin aufgeboten. Die Verzweiflung des Vaters, die Thränen der Mutter feuerten Alle zu den äußersten Anstrengungen an — Alles vergebens. Leiche und Sumpfe wurden durchstöbert, das ganze Gebüschlabyrinth des Urwaldes durchforscht; Feuer wurden bei Einbruch der Nacht angezündet, um dem Verlorenen ein Zeichen zu geben; sein Name klang meilenweit im Umkreise. Alles vergebens. Die einzige Spur, welche sich fand, bestand in einem Stück beschriebenen Papiers, welches kurz vor seinem Verschwinden in des Kindes Händen bemerkt worden war, und welches man in einem Eichengrunde nahe der Farm eines gewissen Jack Hamilton fand. Zugleich erinnerten sich die Bewohner des Hamilton'schen Blockhauses, an dem Abend nach des kleinen Filley Verschwinden seltsame Laute, ähnlich dem ersticken Schreien eines Kindes, vernommen zu haben. Aber auch diese Spur zerrann nur zu bald unter dem nachforschenden Eifer Filley's und seiner Freunde, und jene Töne, wenn wirklich die Hilferufe des verlorenen Kindes, sollten das Letzte sein, das aus dem Munde Klein-Williams in dieser Gegend vernommen worden. Ob auch jede Stelle jenes Eichengrundes durchwühlt, jedes Dickicht, jeder Strauch durchsucht wurde, — Alles war vergebens, der blondlockige, rothwangige William Filley war und blieb verloren. Ein fürchterlicher Verdacht

richtete sich gegen die Wärterin, aber auch seine Grundlosigkeit kam nur zu bald zu Tage. Man rief die Zeitungen von Michigan und die der benachbarten Staaten zu Hilfe. Belohnungen wurden seitens der Eltern, seitens der Behörden ausgesetzt, die Indianerstämme erhielten Kenntniß davon, und ihre werththätige Hilfe wurde durch Geschenke gewonnen, — vergebens, Alles vergebens!

Ammi Filley sollte seinen Verlust nicht lange überleben. Der starke Mann, der mit den Eichen des nahen Waldes um die Wette anzuragen schien, hatte kaum die Ueberzeugung gewonnen, daß kein gütiges Geschick ihm seinen Knaben wiederbringen werde, als er in eine Art Tieffinn verfiel, zu dem sich bald eine düstere religiöse Schwärmerei gesellte. Nicht so die Mutter. Sie wurde dem Manne zum Rathsel, woher sie ihre Kraft nahm. „Er wird wiederkommen,“ war das stete Schlagwort ihrer Reden. „Er wird wiederkommen,“ der Gedanke, der auf dem Grunde all ihres Jammers lag und nicht nur sie selbst aufrecht bleiben ließ, sondern ihr auch die Kraft gab, den mehr und mehr der inneren Verriethung anheimfallenden Gefährten vor einem Neuzerstern zu wahren. Sie konnte selber nicht sagen, woher sie es hatte, aber sie hatte es. Und selbst als ihr Wort und ihre Zuversicht die Macht über den Mann verloren, und als er ihr eines Tages blutend, von selbstmörderischer Kugel getroffen aus jenem Eichengrunde ins Haus gebracht wurde, war es das einzige Wort, welches sich ihren Lippen entrang: „Du darfst nicht gehen, er wird wiederkommen!“ Aber er ging doch, und die Frau, die ihrer Pflicht an seinem Sterbebett wie eine Nachtwandlerin gewalket hatte und so auch an seinem Grabe stand, verließ das verödete Anwesen, aber nicht ohne vorher in umfichtiger Weise einen vortheilhaften Verkauf bewerkstelligt zu haben, dessen Erlös sie demjenigen, dem er gehörte, für den Tag, da er wiederkehren würde, zu bewahren habe.

Man vergißt in Amerika schnell, namentlich im Rausch der ersten Jugend neuer Staaten, in der sich Wildnisse in vollkreise Gemeinwesen, Prärien und Urwälder in besiedelte Ackerbau-Gebiete verwandelten. Aber wie sehr sich auch während der vierziger, fünfziger und sechziger Jahre die Verhältnisse im Staate Michigan und besonders in jenem Theil, in welchem einst Ammi Filley zu den ersten weißen Ansiedlern gehört hatte, und wo seitdem das hübsche Städtchen Jackson aufgeschossen war, geändert hatten, die tragische Geschichte der Filley's war nicht vergessen, und wie eine Art Legende lebte das Wort der Frau: „Er wird wiederkommen“ in den Erinnerungen der älteren Leute und in den Plauderstunden der Winterabende fort. Und so kam es denn auch, daß der Postmeister von Jackson, als sich ihm an einem Herbsttage des Jahres 1869 ein Rathsel in Gestalt eines Briefes darbot, welches er, der sein Amt erst kurz vorher angetreten hatte, absolut nicht zu lösen wußte, schon in dem ersten Nachbarn, welchen er zu Rathe zog, einen Helfer in der Noth fand, der ihn unter Juratheziehung eines dritten, noch länger am Orte anässigen Bekannten alsbald auch auf die richtige Spur brachte. Der Brief, vom 28. September datirt und mit dem Poststempel einer der Felsengebirgsstationen der eben eröffneten Pacificbahn versehen, lautete:

„Ich kenne Ihren Namen nicht, dennoch zweifle ich nicht, daß Sie als Postmeister von Jackson nicht nur in der Lage, sondern auch Willens sein werden, mich zu benachrichtigen, ob in der Stadt Jackson oder in der Nähe ein Mann Namens Willey lebt. Ich bin sein Sohn. Indianer haben mich vor etwa dreißig Jahren geraubt. Können Sie Verwandte dieses Willey auffinden? Alles, was ich weiß, ist, daß meines Vaters Name Willey ist, und daß man mich ihm in Michigan, im Township Jackson, raubte. Ein alter Indianer hat mir dies sterbend mitgetheilt. Ich bitte Sie, für mich nachzuforschen, und ich will Ihnen dankbar sein, ob Sie meinen Vater finden oder nicht! Ihr ergebener Diener
William Willey.“

Der Brief war augenscheinlich mit Mühe geschrieben und nicht ohne Fehler. Aber daß es sich darin trotz des entstellten Namens um den verstorbenen Ammi Filley und dessen im August 1839 verschwundenen Sohn handelte, schien keinem Zweifel zu unterliegen. Der Postmeister beilte sich, die Verwandten William Filley's, von denen man wußte, daß sie in Pennsylvania lebten, und zu denen sich nach ihres Vaters Tode auch die Frau begeben hatte, von der außerordentlichen Neuigkeit in Kenntniß zu setzen. Ehe jedoch noch eine Antwort von dort eintraf, erschien der Schreiber des Briefes selbst in Jackson. Er habe, erklärte er, des Verlangens, die Seinigen wiederzusehen, nicht länger Herr werden können, und vor Allem war die eine Sorge in ihm mächtig geworden, die Frau, deren helles Gesicht das Einzige sei, was als bestimmte Erinnerung aus seiner ersten Kindheit zu allen Zeiten über ihm geschwebt habe, noch unter den Lebenden anzutreffen. Zu unglücklich, aber immerhin klarem und verständlichem Englisch erzählte er seine Geschichte so einfach und vertrauenswürdig, daß Alles, was sich noch an Bekannten seiner Familie vorfand, wohlgenügt schien, in dem Fremdling den Sohn Ammi Filley's zu erkennen, wenngleich derselbe, wie er da vor ihnen stand, in vielen Dingen mehr ein Indianer, denn der Sproßling von Weißen zu sein schien.

Die Ankunft der Mutter in Jackson endete alle Zweifel. Diejenigen, welche dem Wiedersehen zwischen ihr und dem Sohne beigewohnt, werden diese Scene nie vergessen. Die Frau, eine Fünfundfünfzigjährige, hatte keineswegs über ihre Jahre gealtert. Sie sah frisch und gut und wie das Glück selbst aus. Sie hatte die ganzen Jahre von einem Gedanken, von einer Gewißheit gelebt. Und nun kam sie, wie eine Siegerin, ihren Triumph einzuharfen. Jede Verklärung leuchtete von ihrer Stirn. Zweifel und Gedanken gab es nicht. Sie lagen begraben bei den letzten dreißig Jahren in dem großen Grabe der Vergangenheit und des einsamen Harrens. Und also sagte sie den im vollen Wachsthum und der wieder lebendig gewordenen Form seines Vaters vor ihr Stehenden in ihre irdischen Arme mit so überirdischem Umarmen, als sei er das Kind noch, als das sie ihn zum letzten Male so gehalten, und als sei jener Unheils-Sommertag des Jahres 1839 erst gestern oder vorgestern gewesen. Man staunte nicht über ihre Sicherheit, waren doch noch vier oder fünf Personen da, welche Ammi Filley selbst gekannt hatten und nun verwundrungsvoll vor einer Aehnlichkeit sowohl in der mächtigen Gestalt, wie in den Gesichtszügen standen, die kaum anders, als durch Gleichheit des Blutes erklärt werden konnte. Aber ihr sprach noch ein ganz An-

deres, als diese Neugierigkeit und das Zeichen am rechten Oberarm, von dem er selbst kaum etwas wußte, — ihr sprach dieselbe innere Stimme, die stets so gewaltig in ihr gewesen, dafür, daß der Tag ihrer Hoffnungen gekommen und daß sie den umarmt hielt, von dem sie keinen Moment gezweifelt hatte, daß sie ihn noch ein Mal umarmen würde!

Der Bericht, welchen William Filley von seiner Gefangenschaft, wenn man ein Leben voll der wildesten und ursprünglichen Freiheit so nennen konnte, der aufhorchenden Mutter erstattete, lautete bunt genug. Die erste Kunde von seiner Herkunft hatte er als Ahtzehnjähriger von einem sterbenden

Häuptling der Big Crow's empfangen. Bis dahin hatte er keine Erklärung für sein bleiches Gesicht und seine lichten Haare, es sei denn, daß die einzige ihm gebliebene Erinnerung an das helle Antlitz, von dem er meinte, es habe einst beständig, wie der Himmel selbst, auf ihn herniedergeblüht, ihm einen Weg dazu zu weisen vermocht hätte. Die Indianer, welche ihn entführt hatten, gehörten zu den Pottawatomies, die bald nach der Katastrophe Michigan verlassen haben mußten. Seine ersten deutlichen Erinnerungen erstreckten sich auf das Prärieleben seiner neuen Genossen am Plattefluße, etwa 200 Meilen jenseits Omaha. Eine Zeit lang besand er sich auch unter den Sioux, welche er als äußerst grausam und gewaltthätig schilderte. Ob er in Folge eines Verkaufs oder als Gefangener unter diese „Teufel in Indianergestalt“ gerathen war, wußte er nicht genau anzugeben. Doch scheint Ersteres der Fall gewesen zu sein, da kein Stamm so sehr gewöhnt ist, seinen Gefangenen in grausamer Weise zu behandeln, und keiner von so erbittertem Haß gegen die Weißen besetzt ist, als dieser, mithin ihm als gefangenem Bleichgesicht um so weniger die Schonung zu Theil geworden wäre, die ihm thatächlich gewährt ward. Ein Zufall brachte ihn zu den Pottawatomies zurück. Aber auch dieses Mal nicht zu dauerndem Aufenthalt, obwohl der Häuptling, der ihn einst aus Michigan entführt hatte, eine Art väterlicher Zuneigung für ihn zur Schau trug. Vielleicht war es ein Beweis dieser Neigung, daß er den weißen Knaben einem befreundeten Häuptling der Big Crow's übergab, damit ihn dieser wieder unter seines Gleichen bringen sollte. Derselbe zog nämlich bei Ausbruch des ersten pacifischen Goldfiebers mit einer Anzahl seiner Leute westwärts nach Californien, um in dem neuentdeckten Dorado sein Jagdglück auch ein Mal auf der Suche nach Gold zu erproben. Der Erfolg scheint ihm günstig gewesen zu sein, denn als er eines Tages mit

einer guten Ausbeute an Goldstaub und in Begleitung William's, dem man den Namen des „jungen weißen Falken“ beigelegt hatte, nach San Francisco kam, schlug er diesem vor, in der Stadt zu bleiben, auf seine Kosten in einer der dortigen Schulen seine bis auf den Klang vergessene Muttersprache wieder zu erlernen und so in die Lage zu kommen, seinen rothen Gefährten später als Dolmetsch zu dienen.

manches an, denen er nicht nur einen lohnenden und regelmäßigen Handel mit den weißen Trappern und den Militärposten jener Gegenden ins Leben zu rufen verstand, sondern unter denen er auch sehr bald ein bedeutendes Ansehen erlangte, ja zum Range eines „Medicin-Mannes“ emporstieg. Hier in den weiten Steppen im Westen der Felsengebirge sah der „junge weiße Falke“ die glücklichsten Zeiten seines

Indianerlebens und vollständig zufrieden mit dem Bildungsdaß sein, welches er führte, vergaß er mehr und mehr der Zerstünte seiner kaukasischen Abstammung, verwandelte er sich mehr und mehr zur wirklichen Rothhaut. Nicht nur als Heilkünstler erfreute er sich hohen Ruhmes unter den Comanches und den ihnen verwandten Stämmen, sondern auch als Krieger und Jäger, und zufrieden hätte er unter ihnen sein Leben fortgesponnen, nach Art und Gewohnheit ganz der Jhre, wenn nicht die Mittheilung jenes sterbenden Big Crown Häuptlings, welcher das Geheimniß William Filley's von den eigenen Lippen dessen empfangen, der einst den Kindesranb im Jackson-Walde ausgeführt hatte, plötzlich einen Feuerbrand in seine Seele geschleubert, eine neue unüberwindliche Gewalt in sein Leben gedrängt hätte. Daß er kein echter Indianer sei, war ihm wohl in San Francisco gesagt worden. Aber welchen Werth hatte es für ihn, dies zu wissen, wenn er nicht auch zugleich wußte, was und wer er sei? Nach wie vor dachte er an seine Hautfarbe ebensovienig, wie daran, daß er jemals eine erste Kindheit gehabt habe, gleich den kleinen bronzefarbenen Geschöpfen, welche er auf den Armen der Comanches-Frauen oder von ihnen auf dem Rücken getragen, geliebt und in Schlummer gewiegt sah. Das Alles war jetzt mit einem Schlage umgewandelt. Er wußte nicht nur plötzlich, daß er ein Weißer war, er wußte auch ganz bestimmt, daß er einst ebensovienig getragen, geliebt und in Schlummer gewiegt worden sei, und mehr als das, er wußte auch, wem das helle Gesicht zugehörte, welches sich noch jetzt so oft und so deutlich über den halb schlummernden neigte, daß er, erwachend, es fassen zu können vermeinte. Und noch Eins sollte ihm mit jedem Tage klarer und gebieterischer werden: daß dieses Gesicht sich noch ein Mal über ihn neigen werde, und daß alle Treue und Zugehörigkeit zu den Kriegern und Jägern, deren Leben, Beschäftigungen und Gefahren bisher die seinigen gewesen waren, lediglich ein Zweites sei, und daß es für ihn darüber hinaus noch ein Anderes, ein Erstes gäbe, das ihm nur durch einen jahrelangen Zauber, durch ein jahrelanges Unrecht hatte entzogen

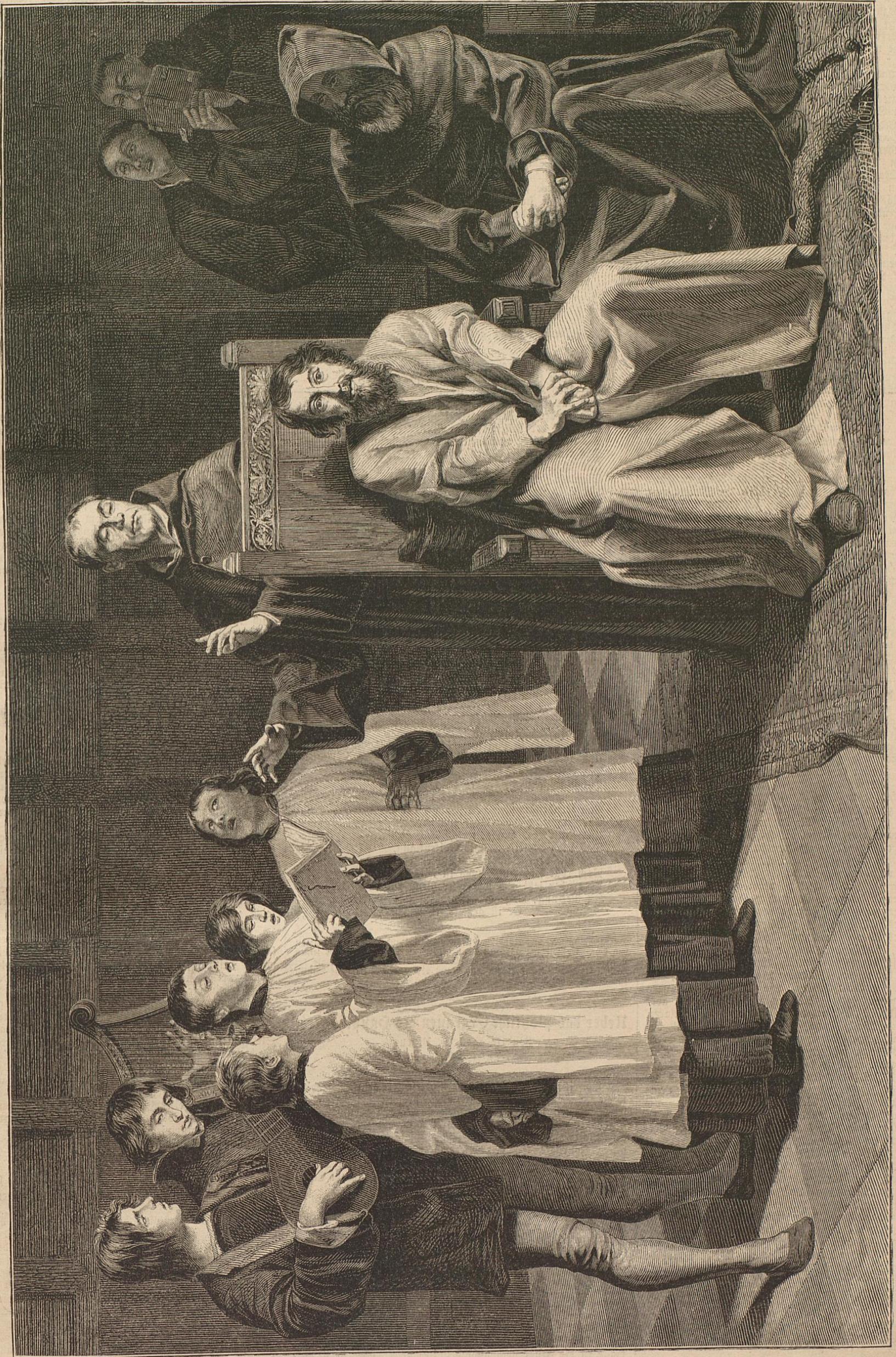


Vesperbrod.

Nach seinem Gemälde gezeichnet von Franz Defregger.

Drei Jahre blieb der eben an der Scheidelinie des Knaben vom Jünglings-Alter Angelangte in San Francisco, erlernte die englische Sprache aufs neue und eignete sich überhaupt mannigfache nützliche Kenntnisse an, ohne jedoch des seinen wilden Freunden gegebenen Versprechens, zu ihnen zurückzukehren, wenn sie ihn fordern würden, uneingedenk zu werden. Und so ging er denn auch, als der alte Big Crown Häuptling, welcher während der ganzen Zeit getreulich Sorge für ihn getragen, ihn nach drei Jahren abholte, ohne Widerspruch in die Wildnisse jenseits der Sierra Nevada und das alte wilde Leben in ihnen zurück. Mit dem kleinen Big Crown Trupp schloß er sich dem mächtigen Stamm der Co-

liebte und in Schlummer gewiegt worden sei, und mehr als das, er wußte auch, wem das helle Gesicht zugehörte, welches sich noch jetzt so oft und so deutlich über den halb schlummernden neigte, daß er, erwachend, es fassen zu können vermeinte. Und noch Eins sollte ihm mit jedem Tage klarer und gebieterischer werden: daß dieses Gesicht sich noch ein Mal über ihn neigen werde, und daß alle Treue und Zugehörigkeit zu den Kriegern und Jägern, deren Leben, Beschäftigungen und Gefahren bisher die seinigen gewesen waren, lediglich ein Zweites sei, und daß es für ihn darüber hinaus noch ein Anderes, ein Erstes gäbe, das ihm nur durch einen jahrelangen Zauber, durch ein jahrelanges Unrecht hatte entzogen



HUGO VAN DER GOES.

Nach seinem Gemälde auf Holz gezeichnet von Emil Wauters in Brüssel.

werden können. Und doch sollten noch weitere Jahre vergehen, ehe er sich entschloß, den Häuptlingen des Stammes seine Absicht, sie zu verlassen, kundzugeben, und noch eine andere Reihe von Jahren, ehe es ihm endlich möglich ward, seinen Plan auszuführen. Es war im Sommer des Jahres 1869, daß er auf einem nördlichen Jagdzug mit einer Anzahl seiner wilden Gefährten bis in jene Gegend der Felsengebirge vordrang, welche von der eben vollendeten Pacificbahn durchschnitten wurde. Starr standen die Söhne der Wildniß vor dem neuen Wunder. Einige ergriffen die Flucht. Andre stürzten zu Boden. Nur ihm war es von San Francisco her ein Bekanntes, und mehr als das, ein Vertrautes, Befreundetes, sein Schicksal zu wenden Bestimmtes. Zum Entsetzen der zitternden Rothhäute lagerte er sich hart an den eisernen Gleisen, auf denen das Furchtbare hin und her schraubte. Mit hochklopfendem Herzen sah er die Züge einherbrausen, ihre prunkenden Wagen angefüllt mit den Männern und Frauen seines Stammes. Er sah Mütter mit ihren Kindern, Väter mit ihren Söhnen, Brüder mit ihren Brüdern! Es war das lebendige Herz der Welt, seiner Welt, welches er in diesen dahinjagenden Locomotiv-Kolosseu hämmern und arbeiten hörte, an das er sich nur zu klammern nöthig hatte, um im Fluge dorthin veretzt zu werden, wohin es ihn so allgewaltig zog. Und nun gab es kein Demmniß mehr. In der entscheidendsten Weise erklärte er den Gefährten, daß er sie verlassen müsse, um zu denen zurückzukehren, denen er, und welche ihm nach ganz andern Gesetzen gehörten, als jene waren, welche ihn an sie knüpften. Die oft erlebten Ausritte der Beschwörung, die Bitten, Vorwürfe und Drohungen, welche seinen Entschluß noch immer niedergekämpft hatten, erneuten sich stürmischer, als je zuvor, aber auch fruchtloser. Schon hatte er jenen Brief, den wir kennen, an den Postmeister von Jackson geschrieben. Wenige Tage danach, und unter den klagenden Ughs seiner rothen Freunde entführte ihn selbst das ostwärts schraubende Ungeheuer, von dem die Zurückbleibenden wußten, daß der große Geist ihres Volkes selber vor ihm landeinwärts geflohen sei.

Und damit wäre die wunderbare Geschichte William Filleys zu Ende, wenn uns nicht das wahre Wunder daran noch bevorstände. Nach den im Eingang gefallenen Andeutungen erräth sich leicht, worin es bestehen sollte. Er ging mit der Mutter nach Pennsylvania, wo ein stattliches Anwesen seiner als Eigenthum harzte. Aber was der Stolz der Mutter war, sollte für ihn die erste Klippe werden, auf welche er in dem neuen Fahrwasser aufuhr. Das Wesen und der Besitz der festen Scholle mit eingefriedeten Grenzen und unbeweglichem Hause darauf war dem Gebieter der grenzenlosen Felsengebirge ein Unbegreifliches. Die unendliche Wildniß, ein Jagdgrund, das Zelt und als Heim die Stelle, wo eben sein Lagerfeuer brannte, das war Alles, was er bisher als Lebens-Notwendigkeit gekannt hatte. Daß das, was ihm jetzt geboten wurde, das Tausendfache von Jenem war, fühlte er nicht. Er fühlte nur die Eingengtheit des Raumes, den er sein nennen durfte; fühlte nur, daß er rechts und links an Andere aufstieß, daß er sie dulden mußte, daß Waffe und Faust nicht sprechen durften, wenn sie wollten, und daß ihm nicht gestattet war, an sich zu nehmen, was ihn reizte. Er empfand auf Schritt und Tritt, daß tausende von Mächten um ihn herrschten, die er bisher nicht gekannt hatte, die er nie kennen wollte, und gegen die sich Alles in ihm auflehnte. Was Wunder daher, daß ihm Das, was ihm zuerst nur ein Räthsel war, sehr bald zum Unbehagen und schließlich zur Unmöglichkeit ward? Und was weiteren Wunders, daß sein Widerwillen dagegen so schnell und so mächtig wuchs, daß er selbst gegen die Mutter in hellem Zorn aufloderte, wenn sie ihm die Schätze und Güter der neuen Freiheit im Vergleich zu dem, was ihm seine Gefangenschaft unter den Indianern geboten hatte, zu preisen und zu erklären versuchte? Auch versuchte sie es nicht lange. Sie sah nur zu bald, daß ihm Gefangenschaft war, was sie ihm als Freiheit pries, und daß der Raub, der einst an ihr begangen worden, dort erst angefangen hatte, wo sie bisher geglaubt, daß er sein Schrecklichstes an ihr vollendet gehabt habe. Auch nicht eine der Gewohnheiten seines Indianerlebens vermochte er zu opfern, und wie mild er in seiner Weise auch gegen sie schien, und wie voll ihr Herz auch war, daß er der Verlorene sei, doch lag ein Dunkles, Unheimliches zwischen ihnen, welches der erste Taumel des Wiedersehens wohl verhüllt hatte, das aber, einmal enthüllt, sich immer dunkler und unheimlicher aufrichtete. Und so überraschte sie sich eines Tages, daß ihre Gedanken über den wiedergefundenen Mann hinweg nach dem verlorenen Kinde zurückschwiften, wie sie es diese ganzen dreißig Jahre gethan hatte. Sie erschraf vor sich selbst, aber konnte sie es ändern? Mit jedem Tage wurde es ihr klarer, daß sie vor einer Nacht stand, gegen die keine Gewalt des Blutes etwas ausrichten könne, vor einer Nacht, wegen deren kein menschliches Wesen, sondern nur das alte furchtbare Schicksal anzuklagen war. Und so kam es auch, daß sie nicht zusammenbrach, als bei den ersten Anzeichen des Frühlings der Sohn von seinem Verlangen zu sprechen begann, die Leute „seines“ Stammes im fernen Westen wieder aufzusuchen. Sie wußte, daß das kommen würde. Nun war es da, und sie hatte Kraft genug, ihm Nichts abzuverlangen, als das Versprechen, sie nicht im Geseinen zu verlassen.

Was soll es weiterer Worte? Der Tag kam, da der letzte Schnee auf den Gipfeln der pennsylvanischen Berge schmolz. Mit ihm schmolz auch der letzte Rest eines Traumes von Mutterglück hinweg, dessen Erfüllung wohl jenseits der Grenzen der Gewährung gelegen haben muß, weil es sonst unmöglich hätte verjagt werden dürfen. In früher Morgenstunde war er gegangen. Und als am Abend die Frau, wie es Jahrzehnte lang ihre Gewohnheit gewesen war, einsam, im Zwielicht saß, und die ersten Thränen über ihr Antlitz fielen, da wußte sie genau, daß es nur wieder das blondgelockte Kind sei, um das sie weinte, daß sie aber auch, wenn sie jetzt sterben würde, es getrost könnte, weil kein „Er wird wiederkommen“ sie mehr zu leben zwang.

Vesperbrod.

Nach seinem Gemälde gezeichnet von Franz Defregger.

Franz Defregger, jung schon berühmt, wird mit Recht zu den besten Meistern der Gegenwart gezählt. Ein Sohn

Tirols, entnimmt er seine Motive der Welt seiner heimatlichen Berge, und Alles gelingt ihm, die gemüthliche Scene aus dem ländlichen Werktagsleben, wie die ernst bewegte eines geschichtlichen Vorgangs. Welche Wahrheit, welche Energie zum Beispiel in seinem Bilde „Letztes Aufgebot in den Tiroler Freiheitskämpfen“, das auf der Berliner Kunstausstellung vorigen Jahres die allgemeine Bewunderung erlangte. Die Gruppen der zum Tode fürs Vaterland Bereiten und der schmerzlich theilnehmenden Zuschauer, die Felsenatur unter düsterem Himmel, das Fingliche wie das Landschaftliche waren mit gleicher Meisterchaft behandelt, jede einzelne Gestalt eigenartig, fessend und doch dem Ganzen harmonisch sich einfügend, all das stimmungsvoll, bedeutsam für den Vorgang und denselben erschöpfend. Greift nun das vorliegende Bild auch nicht so gewaltig ans Herz, zum Herzen spricht es nicht minder. Mit wenigen Worten wäre das, was es darstellt, erzählt, aber das Wie erhebt das scheinbar Einfachste zu einer Kunstschöpfung, in welcher jeder Blick einen neuen Reiz, eine neue Feinheit entdeckt. Wir sagen von den vier Persönchen, die sich alle ganz und nach der Natur geben, nicht Mehr, denn das Schwester Mütterchen, das den Jüngeren die Rationen zutheilt und wie ein Sonnenstrahl das ärmliche Gemach verlärt, hat unsere beliebte Mitarbeiterin Billamaria zu einer kleinen Erzählung angeregt, mit der wir demnach die Leserin erfreuen wollen und werden.

Hugo van der Goez. *)

Nach seinem Gemälde gezeichnet von Emil Wauters.

Vom Gram gebeugt um sein geliebtes Weib,
Mit schon verwirrem Geist und siechem Leib,
An eines Klosters Thür lehnt' er den Stab
Und bat um kurze Rast und dann ein Grab.
Der an des Lebens Tafeln froh gepraft,
Sah nun der stillen Räume stillster Gast,
Die hohe Stirn von wirrem Haar unwallt,
Das Auge, das so schön gesehen, kalt,
Und schrieb mit der gepriesnen Meisterhand
Sinulose Zeichen an die kahle Wand.
Mitleidig stand die Bräderschar um ihn,
Der mit Gespenstern jetzt zu klütern schien,
Mißtrauisch jetzt das Wort in sich verschloß,
Dann plötzlich einen Thränenstrom vergoß.
Mit matten Pulsen, dumpfem Leid,
Im Schlaf und Wachen ohne Tag und Zeit,
So siecht' er hin, ein Licht, das bald erlischt,
Ein Bild, das halb vollendet ward verischt,
Versiegten Quells verlorenes Gerinn,
Lebend'ger Tod, ein Räthsel ohne Sinn ...
Dann kam, was Keiner hätte noch geglaubt,
Der Bruder Arzt trug plötzlich hoch das Haupt,
Und als der Prior fest ins Aug' ihm sah:
„Wird unser Freund genesen?“ sprach er: „Ja.“
— Ein Abend war's, der Himmel stand in Gluth,
Von der ein Widerschein auf Allem ruht,
Auch auf des Irren hagerem Gesicht,
Der wie im Krampfe Hand in Hand verflucht
Und zitternd vorgebogen lauscht und lauscht,
Was eine Welle dort so seltsam rauscht,
Was um und in ihm so wollaudent fließt
Und goldnes Licht in seine Seele gießt,
Ein Balsam ist's, den er schon einst besaß,
Ein süßes Etwas, das er lang vergaß.
„Veni creator spiritus!“ Es schwang
Von Knabenstimmen hell sich auf der Sang.
Chorjänger, die der Arzt zum Kranken rief,
Und Laut' und Harfe, welche hoch und tief
Das Lied begleiteten mit Saitenklang,
Das mit dem Dämon als Lichtengel rang.
Noch vollt sein Aug', noch ist sein Geist entrückt,
Was aber jetzt aus jenem strahlend zückt,
Ist Rettung, Tag; er athmet auf und spricht:
„Musik! —“ Er ist geheilt, es wurde Licht!

H.

*) Berühmter, niederländischer Maler, Schüler und Nachfolger des Jan van Eyck. Er soll um 1420 zu Gent geboren worden sein. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt. Er starb im Kloster Koodendale bei Brüssel (1480?), in das er sich aus Gram über den Tod seiner Gemahlin zurückgezogen haben soll.

Ueber das plöckliche Ergrauen des Haupthaares.

Von Dr. med. J. Pincus,
Stabsarzt a. D., Dozent an der Universität zu Berlin.

Vor einem Jahre hatte ich in den gelesesten deutschen medicinischen Wochenschriften eine Bitte ausgesprochen: die Herren Collegen möchten ihre Beobachtungen über Fälle plöcklichen Ergrauens veröffentlichen oder mir freundlichst eine kurze bezügliche Notiz zugehen lassen. Verschiedene ausländische medicinische Journale (in den Niederlanden, England, Italien) hatten aus löblichem Interesse für die Sache, um der Lösung der interessanten Frage näher zu kommen, auch ihrem Leserkreise meine Bitte zugänglich gemacht.

Gleichzeitig hatte ich in der „Gartenlaube“ die Bitte ausgesprochen: besonnene Laien möchten ihre Beobachtungen über diesen Gegenstand in einer möglichst klaren und beglaubigten Weise mir mittheilen.

Dieser meiner Bitte ist von den Herren Collegen und den Lesern der „Gartenlaube“ in sehr liebenswürdiger und dankenswerther Weise entsprochen worden. Viele an sich sehr interessante Mittheilungen sind mir anonym zugegangen: ich kann dieselben leider nicht benutzen; in wissenschaftlicher Erörterung ist es nothwendig, daß eine berichtete Thatsache mindestens demjenigen gegenüber, der sie veröffentlichen soll, mit vollem Namen verbürgt werde. Durch die übrigen Berichte ist die Frage noch nicht definitiv gelöst, aber sie ist doch dieser Lösung näher geführt worden.

*) Ich bemerke ausdrücklich: ich veröffentliche den Namen nur nach erfolgter Genehmigung des Einzelnders, sonst nicht; aber ich selbst muß die Bürgschaft des Namens haben.

Ich erinnere hierbei zunächst daran, daß wir bisher aus neuerer Zeit nur einen einzigen sachgemäß entsprechenden Bericht über plöckliches Ergrauen des Haares haben; es ist dies eine Beobachtung des französischen Arztes Brown-Séguard, der eines Morgens in seinem dunklen Barte ein kleines Bündel weißer Haare vorfand; er riß diese aus: am nächsten Morgen zeigte sich ein benachbartes Bündel weiß; er riß auch diese aus: am nächsten Morgen dieselbe Erscheinung. Ich bemerkte, als ich diese Beobachtung des französischen Gelehrten in der „Gartenlaube“ mittheilte, daß man nicht ohne Weiteres nun die Möglichkeit des plöcklichen Ergrauens auch für das Haupthaar für festgestellt ansehen möchte — denn der Bau der beiden Haararten ist sehr verschieden, und ich fügte hinzu, daß Brown-Séguard verjäumt habe, eine mikroskopische Untersuchung vorzunehmen, was absolut erforderlich sei zur Erklärung der Erscheinung. Ich erinnere heut nochmals an jene Bemerkungen, um vor schnellen Schlüssen zu beugen.

Von der mir zugegangenen Mittheilungen verdienen folgende allgemein bekannt gemacht zu werden:

Herr Sanitätsrath Dr. Mantkiewicz in Berlin schrieb mir: „Ich berichte eine Thatsache, die sich vor 20 Jahren an meinem eigenen Körper ereignete.“

Meine Frau und meine jüngste Tochter hatte ich nach Salzbrunn ins Bad geschickt und erwartete in einem Schreiben von ihnen eine Nachricht über ihre erste Einrichtung.

Das erwartete Schreiben traf ein; ich hatte am Vormittag meine gewöhnlichen Besuche bei meinen Kranken gemacht und war eben im Begriff, mich mit meiner älteren Tochter an den Mittagstisch zu setzen. Ich öffnete den Brief und las, daß meine Tochter in Salzbrunn plöcklich gestorben sei — sofort wurde mein Kopshaar grau; hin und wieder blieben einige Haare braun.

An demselben Nachmittage mußte ich noch zu Kranken über Land fahren: die Leute, die mich Tags zuvor gesehen hatten, wunderten sich, daß ich in 24 Stunden grau geworden.

Ich muß hierbei bemerken, daß ich von jeher eine kräftige Constitution habe; ich bin nie krank gewesen und bin auch jetzt noch gesund und kräftig.“

Es handelt sich hier um die Selbstbeobachtung eines Arztes, bei der jede Täuschung ausgeschlossen werden kann, und die darum von hohem Werthe ist, wenigstens die zur endgiltigen Entscheidung der Frage nothwendige Untersuchung jetzt natürlich nicht mehr nachzuholen ist.

Der zweite Fall ist mir von Herrn Collegen Dr. J. Kooman Nz in Zoës (Niederlande) berichtet worden.

Für die Richtigkeit meiner Mittheilung bin ich Ihnen Bürge. Sie betrifft einen damals jungen Mann von 30—35 Jahren, einen Handlungsreisenden aus Rotterdam (von geundener Constitution, schwarzem Haar und Bart), der, so oft er nach Zoës kam, mich besuchte.

Eines Tags, da er wieder bei mir eintrat, glaubte ich mich in der Person zu täuschen, denn ich erblickte einen Mann mit völlig weißem Haare.

Der mir befreundete Mann begegnete meiner Bestürzung mit der Mittheilung, daß er einige Wochen vorher, als er in Rotterdam einen der vielen Schiffshafen entlang kam, eine Menge Leute rathlos und um Hilfe schreiend dastehen sah; hinzueilend hört er: es sei soeben ein Kind ins Wasser gefallen. Ein guter Schwimmer stürzt er sich ohne Bedenken in die Fluth und bringt das leider! todte Knäblein empor. Da erkennt er zugleich, daß es sein eigenes Kind sei. Sofort wurde sein Haar grau.“

Auf eine weitere Anfrage meinerseits schrieb mir der Herr Collegen: „Ich bemerke ausdrücklich: bei dem Ereigniß wurde das Haupthaar seiner ganzen Länge nach grau und nicht, wie Sie vermuthen, etwa nur der von dem unglücklichen Tage an nachwachsende Theil der Haare dicht an der Kopfhaut.“

Ich hatte eingewendet: in all den Fällen, die zu meiner eigenen Ansicht gekommen, habe es sich um eine Selbsttäuschung der Patienten gehandelt: das bis zur Schreckensstunde dunkle Haar blieb auch später dunkel, aber der Nachwuch war grau; nach einigen Wochen schimmerte das Grau überall durch und wird dann (ein nahe liegender Irrthum) leicht zurückdatirt.

Der dritte Fall betrifft eine junge Dame in Lemberg: „In Folge Ihrer Mittheilung in der Wiener medicinischen Wochenschrift übersende ich inliegend einige Haare, welche ursprünglich ganz schwarz waren und plöcklich über Nacht zum größten Entsetzen der Besitzerin schneeweiß wurden. Die einzige Veranlassung war folgende:

Die junge Dame, 22 Jahr alt, vollkommen gesund und kräftig, stolz auf ihr herrliches Haar, verlor eines Tages beim Spazierengehen einen höchst werthvollen Korallenschmuck. Sie gerieth in eine ganz außerordentliche Aufregung, verbrachte die Nacht völlig schlaflos und fand, als sie am Morgen vor ihren Spiegel trat, ihr Haar schneeweiß.

Leider war es mir nicht möglich, mehr Haare zu erlangen, als die beiliegenden.“

Dies hatte ein Verwandter der Dame geschrieben; der Hausarzt*) hatte folgende Bemerkung hinzugefügt: „Dieses wunderbare Naturspiel habe ich als Augenzeuge beobachtet! Ihre nähere Untersuchung würde von großem Interesse sein!“

Die mikroskopische Untersuchung ergab völlig denselben Bau, wie ihn ein nach und nach ergrautes Haar zeigt. Ich muß daher annehmen, daß die mir übersandten Haare nicht mehr die ursprünglichen plöcklich ergrauten waren, sondern bereits Nachwuch.

Auf meine bezügliche Anfrage bin ich ohne Rückantwort geblieben.

Die letzte Mittheilung ist mir von einem Leser der „Gartenlaube“ zugekommen, der gleichfalls nicht genannt sein will.

Der Herr schreibt:

„Aus Osln gebürtig, lebe ich seit 4 Jahren in Ungarn und betreibe ein Holzexportgeschäft nach Bessarabien und der Moldau; meine Waldungen liegen in den Karpathen, und ich verwende eine ziemliche Anzahl Arbeiter zum Fällen und Vorarbeiten der Hölzer.“

Im letzten Winter, als ich gerade im Hochgebirge an der ungarisch-galizischen Grenze in meiner Brettsägerei war, stürzte eines Abends einer meiner Arbeiter-Partieführer in mein Zimmer, im aufgeregtesten Zustande, und theilt mir

*) Ich bin nicht berechtigt, den Namen zu veröffentlichen.

in hastigen, kurzen Sätzen mit, er habe mit seinen Leuten im Walde Streit gehabt und hierbei einen gefährlich verlegt; unmittelbar darauf habe ihn der Schrecken davongejagt, ich möchte gleich hingehen und sehen, was geschehen sei; er selbst wisse es nicht, er sei ganz außer sich.

Da ich mit meinem Geschäftsführer und meinem Brettmühlenmeister allein war, das nächste Haus in diesem unwirthlichen Hochgebirge 2 Meilen entfernt, riefen mir meine Leute dringend ab, in der Nacht noch in den Wald hineinzugehen; wir schickten den Mann fort mit der Mittheilung, daß wir am nächsten Morgen in aller Frühe hinausgehen würden.

Bald darauf kommt ein zweiter Arbeiter und erzählt den ganzen Vorgang, der, kurz gefaßt, sich folgendermaßen zutrug: ein Arbeiter in betrunkenem Zustande lehnte sich gegen den Partieführer auf und schlug ihn ins Gesicht; der Partieführer gab den Schlag zurück, die Leute unterführten den Arbeiter, es kam zu einer allgemeinen Kauferei — der Partieführer, brutal und heißblütig, wie die meisten Ruthenen, zieht sein kurzes Messer, das jeder Kleinruffe am Gurt trägt und schlägt dem nächsten auf ihn Eindringenden den Bauch auf. Dann ist er entflohen und, wie eben erwähnt, zu mir gekommen.

Der Verwundete im Walde soll bei der eifrigen Kälte entsehlende Schmerzenlaute ausgestoßen haben; nur die eiserne, an alle Strapazen gewöhnte Natur eines hiesigen Gebirgsbewohners machte, daß er nicht sofort verschied. Der Bruder des Unglücklichen, welcher eigentlich die Veranlassung zu dem ganzen Streite war, hatte die Nacht hindurch bei dem Armen gewacht. Am andern Morgen, als wir die Unglücksstätte besuchten, war sein Kopfhaar, das noch am Tage vorher kastanienbraun gewesen, ganz grau, beinahe weiß. Ich erkannte den Mann im Anfang gar nicht, und erst, als er zu sprechen anfing, wurde mir klar, daß die furchtbaren Gewissensbisse, selbst Schuld an dem Tode seines Bruders (Vaters mehrerer Kinder) zu sein, dann der Eindruck der schrecklichen Bekehrung und entsehlenden Todesqualen desselben die plötzliche Entfärbung des Haares bedingt hatten.

Die hiesigen Leute schneiden ihr Haar nie, es hängt ihnen in langen Strähnen um die Schultern, um so auffälliger war die weiße Färbung, um so unmöglicher ein Irrthum, eine Augentäuschung. Die Leute sind mir alle persönlich bekannt und vermag ich sie namentlich anzuführen.

Für die getreue Schilderung und Wahrheit der ganzen vorstehenden Mittheilung bürgte ich mit meinem Ehrenwort.

Die gesammten hier berichteten Fälle stimmen darin überein, daß die Veränderung der Haarfarbe nach einer außerordentlichen Gemüthsbewegung eintrat.

Es läßt sich ja leider mit Sicherheit voraussehen, daß es an ähnlichen Unglücksfällen auch künftighin nicht fehlen wird. Wenn nun unter ähnlichen Umständen ein Fall plötzlichen Ergrauen eintreten sollte, so bitte ich um recht baldige Mittheilung und Einsendung einiger (nicht an der Kopfhaut abgeschnittener) Haare. Ich würde selbst zur Feststellung des Thatbestandes eine weite Reise nicht scheuen, obwohl mir wegen eines aus dem böhmischen Kriege herrührenden Leidens das Reisen schwer wird.

Die endgiltige Entscheidung dieser Frage ist nicht blos um ihrer selbst willen von einem gewissen Interesse — sie würde vielmehr, wenn sie bejahend beantwortet würde, unsere Kenntnisse über den Einfluß der Nerven sehr erheblich erweitern. Die Oberhautgebilde (Epidermis, Nägel, Haare) haben keine Nerven, nur an ihrer Wurzel, wo sie in die mit Empfindung begabte Haut eingesenkt sind, stehen sie mit Nerven in Berührung. Wenn nun ein Eindruck, der die Nerven an der Wurzel träge, an dem ganzen nerventlofen Haarschaft so gewaltige Umänderung hervorzubringen vermöchte, so würde es der aufmerksamen Forschung auch unzweifelhaft gelingen, die Wege ausfindig zu machen, auf welchen diese Wirkung zu Stande kommt.

Im Interesse wissenschaftlicher Aufklärung wiederhole ich daher hier die dringende Bitte, vorkommenden Falls besonnen zu prüfen und mir umgehend Mittheilung zugehen zu lassen.

Componirende Frauen.

Skizzenblatt von Elise Polka.

Wie oft und eifrig haben Gelehrte und Ungelehrte wohl hin und her die Frage zu erörtern versucht, warum das Feld der Composition so selten von Frauenhänden bearbeitet werde? Von einem befriedigenden Resultat, von einer überzeugenden Antwort verlaute aber bis zur Stunde noch nichts. Es dürfte daher von Interesse sein, eine Liste jener kühnen Frauen aufzustellen, die es gewagt, mit den Brüdern in Apoll con grazia zu wetteifern in der wunderbaren und mühevollen, zugleich strengen und fessellosen Arbeit der Composition. Es ist immerhin ein reizender Kranz von mehr oder minder berühmten Namen und Gestalten, und an manchen knüpft sich eine Geschichte voll Lust und Leid, eine holde Erinnerung. Sei es der Frauenhand vergönnt, die lebenswürdigen Schwestern in alphabetischer Reihenfolge vorzuführen:

Frau von Bronsart in Hannover, die blonde Schwedin, die Schülerin Liszt's, die brillante Clavierpielerin, ließ ihre Lieder bei Schott in Mainz, bei Kühn in Weimar und bei Nagel in Hannover erscheinen. Auch eine dankbare Romanze für Violine und Clavier componirte sie, einen schwingvollen Kaisermarsch, den man in Berlin in den denkwürdigen Tagen des Siegeszuges 1871 ausführte, mehrere Hefte Vobenstedt'scher Gedichte werden in Liederform von ihr in nächster Zeit in die Welt wandern, und ihr reizendes Singpiel: „Jery und Bätely“ hat wahre Triumphe gefeiert in Weimar, Karlsruhe und Baden.

Von Friederike Birnbaum kenne ich ein besonders tief empfundenes Abschiedslied.

Auch die Lieder der Frau Brandhorst in Eisenach sind warm, mit schwermüthigem Zug; die Vielgeprüfte sang wie ein gesangener Vogel im verhangenen Käfig.

Johanna Bürde-Milder's Lieder wurden viel von einer der bezauberndsten Liederfängerinnen ihrer Zeit gesungen, von Pauline Decker, geborene von Schäpel, mit

besonderer Vorliebe zum Beispiel: Uhland's „Schloß am Meere“, und das frische Lied: „Ich hör' meinen Schatz“.

Frau von Decker selber, die einst so hochgefeierte Nachtigall, die glänzende Darstellerin aller hochklassigen Operngestalten, componirte viele reizvolle Lieder. Mehrere Hefte erschienen bei Breitkopf und Härtel in Leipzig. Als wahrhaft hinreißend, wenn sie von ihren Lippen strömten, rühmte man das Brentano'sche Gedicht: „Der Spinnerin Nachtlieb“ mit seinem herzergreifenden Refrain:

„Ich sing' und möchte weinen!“

ferner Goethe's:

„Nur wer die Sehnsucht kennt“

sowie verschiedene frühlingsfrische Gedichte von Heine und Rückert. Auch Lieder von Hedwig Herz, die sich viele Freunde erwarben, standen auf dem reichen Liederprogramme der genialen und lebenswürdigen Frau, das etwa 400 Nummern umfaßt! Welche rosige Zukunft für unsere Liedercomponisten, wenn alle Sängerrinnen so die deutsche Liederliteratur fudrirt!

Die virtuose Clavierpielerin Pauline Fichtner-Erdmannsdorfer in Sondershausen trat erst kürzlich mit mehreren Liederheften in die Desfentlichkeit.

An den Namen Fanny Hensel knüpft sich eine Welt voll glänzender Erinnerungen an ein reiches Musikleben; die geliebte Schwester Felix Mendelssohn's war ja zugleich die theilnehmende Vertraute seines Schaffens; an sie richtete er seine schönsten Briefe, die Schwingen ihrer echten Künstlerseele trugen sie nicht minder hoch wie den Schöpfer des Elias. Fanny Hensel folgte mit dem feinsten Verstandniß, der klarsten Kritik und doch zugleich mit der glühendsten Begeisterung dem Schaffen ihres geliebten Bruders. Wer ihre großen dunkeln Augen leuchten sah, wenn sie von ihrem Bruder redete, der vergißt sie nie wieder. — Ihre Lieder verrathen, trotz aller Selbstständigkeit, die innige Verwandtschaft dieser beiden reichen und edlen Naturen. In den lieblichsten und bekanntesten Liedern Fanny's gehören wohl:

„Von allen Zweigen schwingen“ — „Es fällt ein Stern herunter“ — „Warum sind die Rosen so blaß?“ — „Von den Bergen zu den Hügeln“ — „Du klagst, daß bangt Sehnsucht Dich beschiecht“ — „D' Lust, vom Berg zu schauen“ — „D' alte Heimath süß!“

und das charakteristische:

„Das Mädchen dreht munter Das Fädchen hinunter, Wo weißt Du, o Lieber?“

Wer singt noch diese anmuthsvollen Lieder? Weht nicht von dem grünen, ephraunranken Hügel, wo ihre Schöpferin schläft, die schmerzliche Frage herüber, die sie selber einst in ihrem Liede: „D' Heimath süß“ in Tönen aussprach:

„Wer denkt noch meiner — wer?“

Eine talentvolle Liedercomponistin ist Emilie Heuser, Musiklehrerin in Elberfeld.

Eine erste Gestalt erhebt sich jetzt, ein streng geschnittenes Antlitz mit einem Schmerzengzug um den Mund schaut uns an, die geistvolle treue Gefährtin eines Dichters — Johanna Matthieu-Kinkel.

Wir sehen hier einer ungewöhnlich hohen Begabung, einer seltenen Vielseitigkeit des Wissens und Könnens gegenüber. Hat doch Robert Schumann in seinen Schriften über Musik und Musiker sich mit wärmster Anerkennung über der Johanna Matthieu Compositionen ausgesprochen. Noch als Mädchen leitete sie in ihrer Vaterstadt Bonn mit der ganzen eigenthümlichen Energie ihres Wesens einen Musikverein, der größere Chorwerke mit ebenso viel Präcision als Begeisterung ausführte. Ihr Clavierunterricht war so ausgezeichnet, daß Mendelssohn, als man ihm während seines Aufenthalts in Düsseldorf eine talentvolle Schülerin zuführte, dieser den dringenden Rath gab, sich lieber an die unübertreffliche Lehrerin Johanna Matthieu in Bonn zu wenden. — Damals entstand auch jene köstlich humoristische fünfstimmige „Vogelcantate“, die so manche Triumphe bis auf den heutigen Tag in musikalischen Familienkreisen feierte. Viele Lieder blühten wohl an den Ufern des Rheines auf, die schönsten aber wohl in der seligen Zeit ihres Liebesglücks. Später, als Johanna ihrem Gatten, Gottfried Kinkel, nach England folgte, verstimmt der liebreiche Mund. Es galt den Kampf des Lebens an seiner Seite tapfer mit kämpfen, — die Kinder waren da und brauchten die Mutter, das Haus wurde die Stätte ihres musikalischen Wirkens, und der Schreibtisch der Nebenbuhler des Flügels. Aber trotz alledem fand Johanna Kinkel noch Zeit, mit ihren zahlreichen Schülern Dratorien einzustudiren und aufzuführen. Dazwischen entstand der Roman Hans Iboles, eine reizende Schilderung ihres eigenen Lebens in der Fremde, verschiedene reizende Erzählungen, Kritiken aller Art, und hie und da flatterte wohl auch der zartgefühlte Schmetterling eines Gedichts in Tönen hinaus in die Welt. Zu vielen ihrer Lieder dichtete sie selber den Text, wie: „Liebesmacht“, „verlorenes Glück“, „Wiegenlied“ und das tieftraurige schöne „Vorüberfahrt“. Als eins der stimmungsvollsten Lieder Johanna Kinkel's erschien mir immer Geibel's Nachlied: „Der Mond kommt still gegangen“; das Ganze mit seiner interessanten Begleitung ist wie eine Mondscheinlandschaft von Ruysdael. — Eine der Töchter Johanna Kinkel's, Adelheid von Asten in Barmen, scheint von der musikalischen Begabung der Mutter ein großes Theil geerbt zu haben. (Schluß folgt.)

Die Mode.

Nachdem man dem Dahingegangenen einige Worte der Anerkennung gewidmet hat, pflegt man in Berücksichtigung der unaufhaltam fortrollenden Zeit sich der Hinterlassenschaft, d. h. dem abioten Vorhandenen, mit gebührender Aufmerksamkeit wieder zuzuwenden. Ueber die Verdienste des eben abgelaufenen Jahres vermag ich, insofern es sich hier nur um die Bestrebungen und Erfolge der Mode handelt, im Allgemeinen die vortheilhafteste Meinung zu constatiren. Die angetretene Erbschaft verpflichtet um so mehr zu einem Glückwunsch für den noch jugendlichen Thronfolger 1875, als sie sich als eine glänzende, ohne beschränkende Klauseln bezüglich ihrer Ausnützung erweist.

Vertrauen Sie daher diesem thatendurstigen Herrscher, meine Damen, vertrauen Sie aber auch seinem weiblichen Herold Veronika, und lassen Sie uns jetzt nach erneuter Prolongation unseres Bündnisses zu den Neuigkeiten des Tages übergeben.

Die durchsichtigen, vaporösen Gewebe in Gaze, Tüll, Tarlatan zc. dominiren augenblicklich das Interesse der tanzlustigen Jugend und beschäftigen zu gleicher Zeit den Erfindungsgeist der Modisten betrefend des geschmackvollen Arrangements der ersten. Schwarze Gaze-Chambéry, in breiten Wischenräumen mit 1-1/2 Centimeter breiten Goldstreifen durchwebt, verpricht zu den Toiletten für große imposante Figuren ein bevorzugtes Material zu

werden. Gold- oder Silberherne, Perlen in mancherlei Metall- und Steinarten, paillettes aus dünnem Folio-Metall oder Stroß, verstreute Plättchenblumen zc. vermitteln die verschiedenartigsten Dessins auf den Tüll- und Gazestoffen.

Die zuvor genannten transparenten Stoffe mit Goldstreifen erfordern ein Unterleid aus schwarzem Atlas, auf welchem der als Garnitur dienende obere Stoff in wechselförmiger und gerader Richtung arrangirt wird. Breite buntfarbige Plättchenborten am Rande der Borsäts und der Tunica erhöhen den Effect dieser bei Kerzenlicht außerordentlich brillanten Toiletten. Kolonaises aus weissem Seidentüll in Prinzessform werden mit abgepaßten Plättchenborten in der Farbe des Unterleides bestickt und an Stelle der Blattadern sowie der Blumenkelche Gold- oder Silberfäden verwendet. Andere erhalten buntfarbige Plättchenborten, zu welchen der künstliche Blumenstumpf an Taille und Tunica in Uebereinstimmung zu wählen ist. Gaze mit farbigen, strohhalmbreiten Sammetstreifen findet sich auf seidnen Unterleibern in der Farbe der letzteren garnirt, um in Verbindung mit dem glänzenden Futterstoff den matten Schimmer eines vollständigen Sammetleides zu imitiren. Dichte Seidengaze, mit carreeirt oder ramagirtem Dessin, zählt ebenfalls zu den reicheren Stoffarten dieses Genres.

Die Form der Roben bleibt vorn und an den Seiten möglichst anschließend und flach, während sich der Schleppeitell unter der Taillenklinie aufbaut, ehe sich der mehr oder minder reich garnirte untere Theil mit breitem Faltenwurf über das Barquet ergießt. Die vorderen Bahnen pflegt man durch Bänder zurückhalten und mit flachen Bändern zu garniren.

Die Taillen sind länger und enden in schmalen Schößen oder in Schiebformen, welche an den mit Vorliebe im Rücken geschnittenen Taillen der Balltoiletten Fischbeine bedingt. Ein neuer Taillenschnitt, aus schrägen Vordertheilen ohne Brustansätze bestehend, erregt augenblicklich das Staunen der Modisten, welche mit dem Glanzen an die Unfehlbarkeit des bisherigen Systems das Breitere ihrer Künstlerkraft zu verlieren fürchten. Die Achsel der hohen Taillen ist schmal, und der Kermel mit feinen gekrümmelten Fältchen eingesezt. Unter den sich herzförmig öffnenden Vordertheilen der Gesellschaftstoiletten werden ausgeschnittene Westentheile mit feinen Schößen (aus dem Besatzstoff der Toilette zugeschnitten) angebracht und die zurücktretenden Vordertheile über dieser Weise mit Schleifen aus langen schmalen Bändern zusammengefaßt.

Mit glücklichem Erfolg für den Gesamteffect sah ich dunklen Sammet und hellen Matelassé, oder saconirten Atlas und Grosgrain, letztere in nur wenig abweichenden Nuancen, zu den Toiletten verwenden.

8 Centimeter breite Seidentüllstreifen mit weichen oder schwarzen Plättchenblumen, sowohl mit als auch ohne Perlen zwischen letzteren, werden zwischen den flachen Buffen und Blüßes der Roben garnirt. Als eine Neuverant dieses Genres verdienen Seidentüllstreifen mit Perlmutterbeleg einer besondern Erwähnung. Der Tüllstreifen, mit feinen weichen oder schwarzen Geniesfäden in schrägsteigender Carreauforn überspannt, zeigt sich in diesen kleinen abgegrenzten Feldern mit weichen Perlmutterplättchen und Stahlperlen bestückt. Das Dessin gleicht in seiner Regelmäßigkeit einer englischen Stickerei, brillirt aber und zwar durch sein Material in ungewöhnlicher Weise. Die Streifen eignen sich ganz besonders als Garnitur auf sorties-de-bal, welche aus weissem Matelassé in Dolman- oder Talmaform angefertigt und mit Schwan oder weißer Straußfederborde am Rande besetzt werden. Weiß und hellfarbig gestreifter Tüll findet zu gleichem Zweck eine Verwendung.

Eine Art kleiner Abbe-Mantel aus schwarzem oder weissem poult-de-soie, mit Sammet, Franzen und Goldbordengarnitur, besteht aus einer Art Baße am Halse, welche mit einer Sammetrüsche besetzt, dem geraden Faltenheil des Rückens als Ausgangspunkt dient. Eine 20 Centimeter breite Netzfranse, mit goldenen Oliven im Netz und goldenen Kugelgehängen zwischen der unten offenen Franze, garnirt die im Rücken gleichwie vorn gefalteten geraden Theile, welche durch breite Sammetstreifen von den vorderenformigen, vorn halbweiten und mit Goldborden besetzten Kermeln begrenzt waren. Ein längerer Mantel, ebenfalls als sorties-de-bal oder als Wagenmantel dienend, ist aus weissem Tuch in Radform geschnitten und mit Kermelnärmeln in Havelock-Form versehen. Schwan garnirt den Außenrand des Mantels und der Kermeltheile, welche am vorderen Rande mit Knopflöchern versehen, auf den Vorderband des Mantels vermittelst weißer Perlmutterknöpfe derartig festgeknöpft werden, daß nur die erforderliche Deffnung zum Hindurchglaten der Hand frei bleibt.

Bei der Wahl einer Coiffure ist nicht allein die Haarfrisur, die hoch oder im Nacken hängend getragen wird, sondern bei Weitem mehr die Toilette und beziehungsweise die Trägerin der letzteren zu berücksichtigen. Blumenbouffs und Ranken werden für Balltoilette immer den Vorzug behalten. Reicher-agregtes, Schmetterlinge aus Filigran und Steinen oder aus brasilianischen Käfern, einzelne Juwelen, Schleifen mit einer Blume oder ähnlichem Zierrath bieten sich in reichster Auswahl für jeden Geschmack und Zweck.

Die Fächer mit ihren von links nach rechts hinneigenden Blumenzweigen auf weißer oder schwarzer Stofffläche stehen zwar noch in unverändert gutem Ansehen, zeigen aber nicht mehr ihren früheren für die Rahestehenbedrohlichen Umfang. Dem Federcutus wird am Außenrande der Fächer ebenso Rechnung getragen, als dem werthvolleren Auszug in der Schmitzerei des Gefells ein für mancherlei Jdeen ergiebige Feld eröffnet ist. Ebenholzschnitzereien, auf welchen sich der Geschmack für schrägliegende Dessins wiederholt, sowie Perlmutterstäbe mit reliefartig hervortretenden Dessins und Goldinlagen, zählen zu den Neuheiten dieses Genres. Schwarze Plättchenborten auf grauem Atlas und Bildchen im Watteau-Styl auf schwarzen Fonds sind sehr en vogue. Für junge Damen werden schwarze Sammetbänder mit Mouches aus buntfarbigen Steinchen besetzt, welche außerdem als herabhängende Grelots an den spangenartigen Platten dieser Bänder Verwendung finden.

Breite englische Ledergürtel sind in der Art der Schuppengürtel mit mehreren Gelenken versehen und erhalten unter einander durch dunkle Stahlplatten mit goldenen Nägeln und goldenen Haken ihre Verbindung; andere werden dagegen durch Perlmutterplatten mit silbernen Gelenken zusammengehalten.

Kleine, aus oxybirtem Silber mit sebemem Futter gefertigte Châtelaines werden, mit Gürtelbaken versehen, im Laufe statt der Fächerbaken getragen. Während unter den letzteren ganz reizende Neuheiten aus oxybirtem Silber mit besser gleichartiger Verzierung ihrer Ertheinen versehen, bleibt den schwarzen Fetzengegenständen: Kreuzen, Ohrgehängen, Brochen, Kopfnadeln zc. durch Hinzufügung einzelner wasserheller Steine mit vergismennichtfarbenen Schimmer nach wie vor ein hübscher Effect gesichert.

Veronika von G.

Buchstaben = Räthsel.

Von J. W.

Table with two parts, I and II. Part I has a 5x5 grid of letters: A D R I A, E E E E E, N N N E E, L L L L I, S S S B B. Part II has a 4x4 grid: A G R O, R R G A, S M R S, O A A M.

Von oben nach unten und von links nach rechts gelesen, gibt es denselben Sinn:

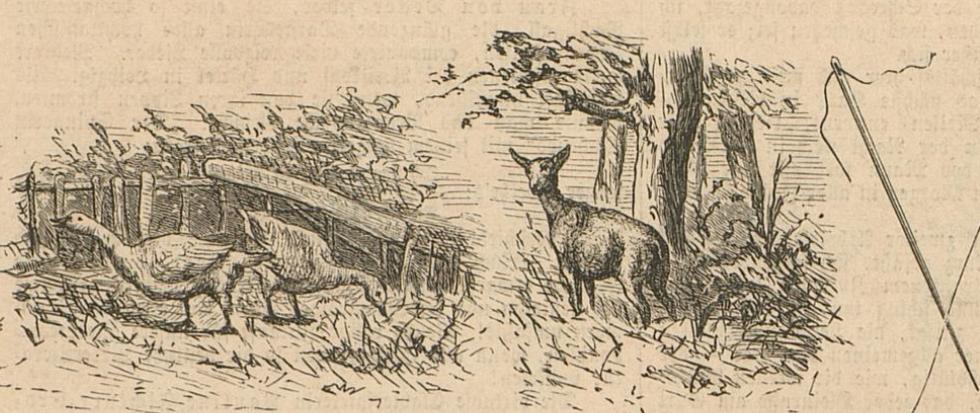
In eins leg' ich mich, Nach zwei zieht es mich, Vor drei hüt' ich mich, Hier erwartet ich.

Zwei von sich braucht meine Erste; Aweitem gleichen ist das Schwere; Goethe stellt uns Dritten vor; Vierte gibt's wie Sand am Meere; Fünftes setzt sich kühn zur Wehre, Trifft zum Tod Du's nicht zuvor.

Correspondenz.

Wir machen mit Vergnügen auf die verdienstvolle Stiftung, den Verein der Lehrerinnen und Erzieherinnen in Oesterreich aufmerksam, der seinen Mitgliedern in unheimlicher Weise Erzieherinnen oder Lehrerinnen nachweist, resp. den Lehrerinnen darunter Engagements vermittelt (Kanzler: Wien, Schellinggasse 11, 2. Stock, jährl. Beitrag 2 fl. pr. a.). — Abonnentin. Frau Dr. phil. Kowalewska ist, wenn wir recht berichtet sind, die Gemahlin des Prof. der Mineralogie Kowalewska in Moskau. Das mündliche Examen wurde ihr auf die Empfehlung des Hrn. Prof. Weierstraß erlassen, übrigens ist sie nicht die zweite, sondern die dritte Dame, welche von der Göttinger Universität eine akademische Würde erwarb. — Aline B. in Schn. Ihre Aufgabe ist sehr hübsch, legt aber eine Beliebigkeit voraus, die Ausnahme sein dürfte. — N. Z. in S. Und doch möchten wir in diesem Fall zum Herkömmlichen raten. Eine Antwort ist — gesehen Sie es uns zu — in die Ferne hin schwer zu geben. — India.

Frau N. N. Junge Mädchen schreiben bei Bitten ihren Namen mit Bleifeder auf die Karte ihrer Mutter. — Aug. G. M. in Westphalen. Das Entfernen von Fleden aus Marmor ist beschrieben Bazar 1872, Seite 264 unter Chiffre: A. S. D. in Fr., C. S. in S. und A. B. in R. — Abonnentin in Holland. Wir haben uns von der Richtigkeit Ihrer Ansicht in einem Falle überzeugt und bereits demgemäß gehandelt, im zweiten aber sind Sie wirklich nicht benachteiligt. Wir geben reichlichen Ersatz. — Pechvogel (d. h. wir glauben nicht an das Zutreffende des Namens) und Cousine. Freundlichen Dank! — Klara N. Wir bitten um einige Proben. — W. O. in W. Jede Musikalienhandlung kann Ihnen darüber Auskunft geben. — Appenzellerin. Kenntniß der Personen und Umstände allein kann die erste Frage entscheiden. Besichtlich der Beschäftigung der Telegraphistinnen geben wir in der nächsten Correspondenz einige statistische Notizen. — Olga D. wünscht Placirungs-Institute für Erzieherinnen in Strassburg zu erfahren. — Neunzehnjährige Elie. 1. Unter dem Pseudonym Duida verbirgt sich eine Dame aus Englands bester Gesellschaft. — 2. Ein wohlzogener junger Mann wird das niemals aus eigener Initiative wagen. — 3. beantwortet Ihnen die Arbeitsnummer. — 4. Kennen Sie schon die andern Werke von Gustav Freytag? — C. S. in Hermant. und N. W. in Slavonien stellen Fragen, die eine sehr ausführliche Beantwortung erheischen. Dazu haben wir hier zu wenig Raum. — Gretchen W. in Leipzig. Aber wie ist es denn möglich, unter dieser unvollständigen Adresse ein Manuscript zurückzuschicken zu können? — Auch N. W. müssen wir um eine etwas genauere Adresse ersuchen. — Susanne N. Die Dame erfreut sich noch des Lebens und einer glücklichen Ehe. Mehr zu sagen ist uns nicht gestattet. — Glückliche Frau. Als verantwortlicher Redacteur zeichnet Herr Dr. Joseph Ritter. — Hort. comtesse de C. Wenn Auskunft gegenwärtig überhaupt noch erwünscht ist, so hat sich jetzt ein sehr trefflicher Muster dazu erboten. Aber seine Auslassungen beanspruchen zu viel Raum, um hier Abdruck zu finden. — W. B. S. a. d. S. encyclopädisches Wörterbuch, französisch-deutsch. — Frieda in Holland. Wir haben die Dame unter den hiesigen Künstlerinnen noch immer nicht entdeckt. War's etwa nur ein nom de guerre? — Grün, lila, weiß. Dorpat. Einem so lebenswürdigen Vertrauen gegenüber wird es uns doppelt schwer, ein Urtheil zu fällen. Nicht nur „die jungen Talente“, sondern auch deren Freunde hören kein anderes, als das zustimmende gern. Man kann wohl ein ungutes loonem, aber aus einem halben Dugend hübscher Gedichten nicht gleich auf einen Dichter schließen. Der Schwung der Jugend wird sehr oft für poetische Kraft gehalten. — Waageburg. Emanuel Geibel hat allerdings das Recht, sich „von“ zu schreiben (was er übrigens unseres Wissens noch niemals gethan hat). König Maximilian II. von Baiern erhob den um deutsche Sprache und wahre Kunst Hochverdienten in den Adelsstand. — Unglückliche Frau. Bei aller Theilnahme, die Ihre Schilderung uns erweckte, ist es uns unmöglich, so discrete Fragen in einer öffentlichen Correspondenz zu erörtern. — Helene B. in Berlin. Sie können kein besseres Erziehungsbuch zu Rathe ziehen als das einzige Klassische, das wir besitzen — Jean Paul's Levana. In keiner Frauen- und namentlich Mutterbibliothek sollte dieses Buch — diese unerlöschliche Quelle weiser Rathschläge — fehlen. Lesen Sie zunächst auf Seite 217 das Capitel „Strafen“; es wird Sie veranlassen, tiefer in das Werk unseres größten Dichter-Pädagogen einzudringen, und Sie werden daselbst nicht mehr entbehren können. — F. C. Wien. Mit Dank zurückgelegt. — S. W. in W. Jetti, Budapest. Wird in etwas veränderter Form gebracht werden. — N. S. in B. Ihre Befürchtungen hinsichtlich Ihres Töchterchens lassen sich nur durch einen Arzt bestätigen oder zerstreuen. — Barmherzige Schwestern. Wir müssen dazu etwas mehr Athem, d. h. Raum haben. Nächstens. — Maura in B. Wir werden Ihnen gern directe Auskunft ertheilen. — Waigelschen. Wir müssen uns auf die schon gegebenen Fingerzeige beschränken. — Vergißmeinnicht im Namen zweier Damenfränzchen in Nürnberg. Unsere Wirtschaftsplaudereien etc. Allen ein Grauen, unsere Ansichten über Schmutz und Spitzen vorhinzutrittlich, Duida eine Badische Geschichte, die Annoncen Schwindel — wir sind so frei, dieses Vergißmeinnicht nicht in unser Stammbuch zu legen, und glauben fest, daß solcher Ton aus keinem Damenfränzchen kommt. — C. M. wird um Adresse gebeten. — Sch. Darüber gibt Ihnen jeder Feuilleter Auskunft. — Markenjammlein wünscht das Dresdener Haus zu wissen, das angeblich für England abgestempelte Briefmarken kauft. — Lena St. 1. das sind ja die schönsten Jahre. — 2. übernimmt die Wirthin. — 3. hängt von den mehr oder minder engen Beziehungen zu den Betreffenden ab.



Rebus.

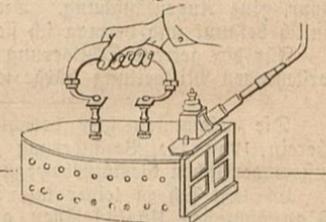
Röfzelsprung-Aufgabe und Gedicht.

Von Alphons Gr. Balleström.

mei-	mein	ja	ist	Tod	the	Loc-	then-
chen	Hand	ja	Vand	ihr	blü-	zum	haar
roth	neu	Lieb-	ist	ro-	ken-	weiß	das
ne	und	denn	glänzt	so	schwarz	und	bis
Far-	weiß	heiß	weiß	schwarz	er-	eint	und
mein	klei-	ben	küßt	ihr	roth	ich	schwarz
schwarz	drum	paar	ter-	Mund	be	An-	ver-
die	Pa-	der	blei-	gen-	land	ihr	treu

L. St. Breslau. Wenden Sie sich an die Theaterbuchhandlung von Ed. Bloch mit genauer Angabe Ihrer Wünsche. Mit der Beantwortung solcher Fragen kommen wir zu unserem Bedauern immer zu spät, wenn uns die directe Adresse nicht gegeben wird. — L. W. R. 100; Franz; S. S.; Alta; Ziblenort; Ps. S. Schönen Dank. — Agnes v. W. . . . r in B. Dauerwerkfabrikant in Akenstadt? Wir beantworten eine so praktische Frage mit Vergnügen: Fleischermeister Sillig dortselbst. — v. K. und v. N. Wir geben in solchem Ausnahmefall auch direct Auskunft. — Adelheid. Zum 1. hilft Ihnen Ihre Buchhandlung, vom 2. Diät. 3. Mein. — Ziesmütterchen in Budapest. Nein! Nein! Nein! Aber — Sie werden es doch thun. — Unverbesserliche. Wir bitten um das Manuscript mit Angabe der Adresse zur eventuellen Rücksendung. — Familienvater. Von kompetenter Seite wird uns Seydlich's größere Geographie. 15. Aufl. 1/2 Thlr. (Verlag von Ferd.

sie kamen stets als „unbestellbar“ an uns zurück. — N. W. in Leitmeritz. Weil Ihr Brief nicht beantwortet worden, stellen Sie „die Intelligenz des Bazar sehr in Frage“. Wenn wir an Ihre Urbanität die Frage richten, ob bei unserem nothwendiger Weise beschränkten Raum für Correspondenz der Grundzug um Zug möglich sei, bleiben Sie uns wahrheitsgemäß auch die Antwort schuldig. — Mary T. in Wien. „Geschichte eines Ringes“ ist die Geschichte des Schicksals unserer post-restante Briefe. Unbestellbar zum ersten, zweiten — nun etwa auch noch zum dritten Mal? — Robert G. in Dr.; Paul W. in G.; Jul. v. N.; G. Dr. in L.; Alreda; Anna S.; Faube Blüthe. Selbst des Guten kann man zu viel bekommen. — Abon. in W. S. Lissers Wittwe. Berlin, Jägerstraße 42. — W. Z. Würzburg. Durch Steiger, Buchhandlung, New-York, Frankfurtstr. — Rittergutsbesitzer S. i. N. b. L. Das Graham-Brod werden wir in nicht allzulanger Zeit unter Wirtschaftsplaudereien eingehend besprechen; auch wir unterzeichnen die Bedeutung desselben nicht und haben den Hofflieferanten Cohn in Berlin, Hausvoigteiplatz 12, bereits veranlaßt, die zur Herstellung des Graham-Brodes erforderlichen Maschinen in seiner Fabrik anzufertigen. — v. B. a. W. b. W. Der II. Theil des Cohn'schen „Mitteltages-Haushalts“ wird demnächst erscheinen und mit den erforderlichen fachwissenschaftlichen Erläuterungen versehen sein; übrigens finden Sie in dem vor wenigen Monaten von der Cohn'schen Firma editirten kleinen Heft, die „Hauswäiche“, alle neuen hierher gehörigen Apparate, deren Beschaffung für Ihren neu zu gründenden Haushalt in Ihren Wünschen liegt. — Hofflieferant Cohn, Berlin, Hausvoigteiplatz 12, sendet, wie wir wiederholt bemerken, u. fern Verleihen seine sämtlichen Preisbücher kostenfrei; dieselben enthalten auch die Zusammenstellung von verschiedenen vollständigen Wirtschaftseinrichtungen. — v. d. K. in J. Wir können das auf Seite 372 v. J. über das neue Gasplättchen gelagte wiederholt bestätigen. Wir selbst haben in unserer Verordnungsstation ausgezeichnete Resultate mit demselben erzielt und entsprechen Ihrem Wunsch durch die nebenstehende kleine Skizze. Wie Sie richtig voraussehen, ist der Griff des Gasplättchens mit Leder stark umwickelt, derselbe kann also nicht heiß werden. Hofflieferant Cohn in Berlin, Hausvoigteiplatz 12, hat unseres Wissens das alleinige Depot dieser Gasplättchen für Berlin.



Von Kalendern liegen vor uns der inhaltreiche, seit fünfundsiebzig Jahren immer willkommene „Steffens's Volkskalender“ diesmal mit einer „Gratis-Beigabe“, einem mit sinnigen Burgen'schen Randzeichnungen versehenen „Wandkalender“. Dann empfehlen sich als reizende Gaben für Damen der „Damen-Kalender 1875“ (Berlin, Trowitzsch und Sohn) mit Gedichten und einem sehr hübschen Stahlbild, und des Bazar trauter Liebbling „Damen-Armanach, Notiz- und Schreibkalender für 1875. Mit einer Illustration in Farbendruck“. (Berlin, Haube und Spener'sche Buchhandlung.) Erwähnt seien noch die ebenig praktischen als eleganten „Tomich'schen Portemonnaie-Kalender“ für 1875. So sind wir denn schon ganz im neuen Jahr. Als ein aufrichtiger Gratulant, freundliche Leserin, empfiehlt sich Dir „der Bazar“.

W. Spindler, BERLIN,
Wallstraße 11-13
und
Spindlersfeld bei Cöpenick.
Färberei, Druckerei und Reinigungs-Anstalt
für
Herren- u. Damen-Garderobe.
Breslau, Ohlauerstrasse 83.
Tauenzienplatz 1.
Leipzig, Universitäts-Strasse 10.
Hannover, Georgstrasse 10.
Magdeburg, Breiteweg 188.
Potsdam, Naenerstrasse 39.
Hamburg, Neuer Wall 50.
Altona, Rathausmarkt 38.
Dresden, Schössergasse 1.
Stettin, Breitestrasse 32.
Halle, am Markt 9.
Agenturen
in allen
grösseren Städten
Deutschlands.
Paris 1867. London 1862.

Bazar de Voyage,
J. Demuth, Berlin,
Schlossfreiheit 1.
Fabrik und größtes Lager von Reise-Effekten und feinen Lederwaaren.
Empfehlend sich den geehrten Damen zur geschmackvollen Garnitur von Handarbeiten in diesem Genre. [11]

H. Lissner Wwe,
Berlin, Jägerstr. 42,
empfehlend
Corsets, Jupons, Cournures
in reichster Auswahl und jedem Genre. [5]
Toilette-Teintine.
Dieses Schönheitsmittel, einzig in seiner Art, verleiht, auf der Haut unentzerrbar und unverwundbar, dem Gesicht das zarteste jugendliche Colorit. 2 fl. 5 W. Fleur de Rosen giebt den Wangen ein sanftes, natürliches, unsichtbares Roth, welches durch Schweiß nicht entferntbar ist. 2 fl. 5 W. Eau de Serail, feinstes Parfüm, welches durch Schweiß nicht entferntbar ist. 2 fl. 5 W. Parfümieren d. Zimmer. 1 Flasche 1 fl. 50 Kr. 6 W. oder 1 Thlr. Lager feinsten Parfümwaaren u. Toiletteartikel. [40]
B. Fischer, Wien, Margarethenstr. 26.

Die Gray'schen amerikanischen Papierkragen u. Manschetten für Damen, Herren u. Kinder
sind so überaus praktisch, bequem, elegant, dauerhaft und billig, dass jede Dame einen Versuch damit machen sollte.
Der illustrierte Preis-Courant wird auf briefliches Verlangen gratis und franco zugesandt. Briefe sind zu richten:
an die Papierwäschefabrik Mey & Edlich, Leipzig.
Wiederverkäufern Rabatt. [76]

B. Sommerfeld's
Papierie-Manufaktur en gros & en détail,
Berlin W., Leipzigerstr. 42, 1. Etage.
empfehlend das größte Lager von angefangenen und fertigen Stickereien, sowie sämtliche Materialien zu deren Anfertigung. [9]

Eau de Lys de LOHSE,
Schönheits-Essen-Milch,
erprobt u. anerkannt von allen berühmten Doctoren, medicin. Fakultäten, Damen und Herren, als das einzig bewährte Schönheits-Mittel, welches Sommerproben, Sonnenbrand, Kupferröthe, gelbe Flecke, Flechten etc. unter Garantie entfernt, die Haut weiß, weich, geschmeidig macht und derselben ein jugendliches, frisches, gesundes Aussehen verleiht. In Originalflaschen à 2 Thlr. u. à 1 Thlr.
LOHSE, Hofflieferant, Parfümeur, Berlin, 46. Jägerstraße 46. [77]
Genaue Preis-Courante sämtlicher Parfümerien gratis und franco.

Mineralseife.
Patentirte Wasserglas-Composition.
Das allgemein und auch von der Redaction des Bazar anerkannte, vorzüglichste Waschmittel für Hauswäiche aller Art, Seide, Wolle, Baumwolle, Leinen etc., ohne Faier oder Farbe im Mindesten anzugreifen, offeriren gegen Einlieferung von einem Thaler 10 Pfd. brutto im Zollverein franco
167) van Baerle & Spinnagel, Berlin N.

Glafey-Nachtlichter, bewährt seit 1808,
prämiirt in Nürnberg, Paris, Altona u. Wien, zu haben in allen bedeutenden Geschäften Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz.
G. A. Glafey, Nachtlichter-Fabrik, Nürnberg. [44]

Philipp Hirsch's Sohn,
Kunstblumen und Schmuckfedern,
WIEN,
24. Tuchlauben 24.
Weltausstellung 1873, Wien
Verdienst-Medaille. [38]

Otto Weber, Berlin,
35. Mohrenstr. 35, part. und 1. Etage.
En gros. Trauerwaaren-Magazin. En detail.
En gros. Specialität in schwarz u. grau. En detail.
En gros. Kostüme u. i. Jupons. En detail.
Die ganz festen Preise sind an jedem Gegenstande mit deutlichen Zahlen bemerkt. [172]

Verlag von Karl Kirn in Stuttgart.
Rochholz
Liederfibel.
800 der schönsten Volks- und Jugendlieder. Mit 7 feinen Bildern in Tondruck. Preis schön gebunden Thlr. 1. 15.
Vorräthig oder zu beziehen durch jede Buchhandlung. [96]

Die so schnell beliebt gewordenen
Japanischen Gardinen und Tapeten,
ausgezeichnet durch grösste Haltbarkeit, überraschende Schönheit der Muster und Farben bei überaus billigen Preisen und täuschendster Nachahmung aller Arten gewebter Stoffe empfiehlt das General-Dépôt für Deutschland
A. & C. Kaufmann,
Berlin W., 37. Kaisergallerie. [45]

Gebrüder Schüler,
Berlin W., 61. Markgrafenstrasse 61,
empfehlen ihr grosses Lager von modernen Perlbesätzen, Fransen, Spitzen u. Knöpfen. Federbesatz, Mignardise und Point lace in grosser Auswahl. Als Geschenk für jedes Alter passend erwähnen praktisch eingerichtetete
Nähkasten. [50]
Sämtliche Posamentierarbeiten werden billigst und prompt angefertigt.

Paalzows Romane
(Godwie-Castle. — Ste. Roche — Thomas Thyrnaa. — Jacob van der Nees.) die herrlichsten aller Frauenromane, von den höchsten u. bedeutendsten Personen, darunter die Kaiserin von Russland, König Friedrich Wilhelm IV. v. Preussen, A. v. Humboldt aufs Glänzendste ausgezeichnet, erscheinen in wohlfeiler Ausgabe in 44 wöchentlichen Lieferungen à 4 Sgr. = 20 Nkr. ö. W. [174]
Verlag von A. Heitz in Stuttgart.

Für Kaffeetrinker!
Als ein vorzügliches Mittel den Geschmack und die Farbe des Kaffegetränkes wesentlich zu verbessern und dasselbe gleichzeitig gesünder zu machen, empfehlend die Redaction d. „Bazar“ (1874, No. 14, S. 115) und mit ihr fast sämtliche bedeutende Journale Deutschlands den Zusatz von Otto C. Weber's Feigenkaffee*) zum Bohnen-Kaffee. [12]
) Zu haben in der Fabrik von Otto C. Weber, Berlin S. O., Schmidtstr. 31. Preis à Pfd. 10 Sgr. Bei Abnahme von 5 Pfd. Zufendung franco.

Strassburger Pasteten-Pulver, der unentbehrliche Bestandtheil der echten Strassburger Wänsleber-Pasteten; außerdem zu Sachés, Braten, Farcen, Saucen, allein oder mit Zusatz von etwas Pfeffer u. Muscate zu verwenden, und für jede Haushaltung als vortreffliches, wohlgeschmeckendes Gewürz auf das Würmste zu empfehlen; in Paqueten à 1/2 Pfd. 7 1/2 Sgr., 1/2 Pfd. 15 Sgr. empf. **R. H. Paulcke,** Leipzig, Markt 12. [94]